

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

I.

1877/78.

Zur Kritik von J. Neubauers „Deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert.“

In der literarischen Beilage der „Mittheilungen“ des letzten Heftes ¹⁾ brachte Herr „Langhans“ eine Recension über meinen Aufsatz „Die deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert“ im Programme des Communal-Realgymnasiums zu Elbogen 1876. Vom Standpunkte der Selbstverteidigung aus gegen ungerechte Angriffe und von dem des Rechtes gegen das Unrecht, der Wahrheit der Wissenschaft gegen fehlerhafte Bekrittelungen ist mir wol erlaubt, hier zur sachlichen Richtigstellung der Sache des Herrn Langhans contra me und die wahre Wissenschaft Einiges klar zu legen.

Herr Langhans beschuldigt mich, daß ich zu meinem Aufsätze in der Geschichte von Schlesinger die Namen der verschiedenen Schriftsteller aufsuchte, die zu Böhmen in irgend einem Verhältnisse gestanden, und daß ich dieses Namensverzeichnis mit Excerpten aus Kurz bereicherte. Daß dieses vollständige Unwahrheit ist, will ich mit Ziffern beweisen.

In meinem Aufsätze, — der nur ein Programmaufsatz ist, in dessen Einleitung ich erklärte, daß ich nur einen ganz kurzen, gedrängten Abriß geben wolle, wodurch ich mich also gegen einen Vorwurf, wie der Langhansens ist, daß von einer Vollständigkeit des Materials keine Rede ist, im Vorhinein verwahrte, — kommen im Ganzen 69 Namen von Dichtern und Schriftstellern vor. Von diesen 69 Namen kommen in Schlesinger ein und dreißig nicht vor: Bruder Wernher, Titschauer, Walther von der Vogelweide, Berth. von Regensburg, Heinr. Eckhart, Frauenlob, Heinr. von Müglin, Wigbold von Osnabrück, Petrus Sturba, Georg Beatus, Ubert a Lampiano, Bartolus a Saxo ferrato, Petrus Dresdensis, Mich. Beheim, Eberh. von Windeck, Gabr. Teßel, Muscatblüt, Campianus, Moretus, Hartmann, Stanzel, Joh. Horn, Agricola, Corbinus, Paul Melissus, Heinr. Zul. von Braunschweig, Pontanus II. (Spanmüller), Kruger, Quesenberg, Fromm, Pfalz von Ostrik. — Von den bei Schlesinger erwähnten Namen, für die also die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, sie aus Kurz mit Excerpten zu bereichern, sind im Kurz ein und zwanzig nicht genannt: Joh. von Stetefeld, Schambogen, Weingarten, Winter, Kaltbrunn, Hoß, Cruppius, Manlius, Garth, Hoffäus, Brusch,

¹⁾ S. Jgg. XV, S. 57.

Sabermann, Goldhahn, Handsch von Hymuso, Sandel, Haselbach, Westonia, Erinesius, Deutschenberg, Marcus Marci, Jessenius.

Dazu kommen sechs zehn, die weder im Schlesinger noch im Kurz genannt sind: Litschauer, Wigbold von Osnabrück, Petrus Sturba, Georg Beatus, Ubert a Lampiano, Bartolus a Saxo ferrato, Campianus, Moretus, Hartmann, Stanzel, Corbinus, Pontanus II. (Spanmüller), Questenberg, Fromm, Pfalz von Ostrik.

So beschränkt sich die Zahl derjenigen Namen, die im Schlesinger stehen und nach Kurz mit Notizen bereichert werden könnten, auf elf: Reimar von Zweter, Ulrich von Türlin, Friedr. von Sonnenburg, Ulrich von Eschenbach, Heinr. von Freiberg, Niklas Hermann, Joh. Matthesius, Mich. Weisse, Christian Reymann, Siegm. von Birken, Zach. Theobald. Das sind Namen, die wol wo anders außer im Schlesinger und im Kurz auch stehen, und es ist kein Grund vorhanden, daß Herr Langhans darüber staunt, sie auch von mir angeführt zu finden. Die Auszüge aus Kurz zu diesen Namen würden vielleicht kaum zwei Seiten füllen, und was im Kurz von einer Beziehung dieser zu Böhmen erwähnt ist, dürfte höchstens für eine halbe Seite ausreichen. Kurz gibt sich ja überhaupt nicht gerne mit österreichischen Dichtern und Schriftstellern ab. Widmet er ja unserem Grillparzer in seiner vierbändigen Literaturgeschichte als dem „Dichter von Schicksalstragödien“ — nur eine halbe Spalte!

Ich gebe also den p. t. Lesern das Räthsel auf, woher hat Langhans den Grund zu seiner Behauptung genommen, die sich mit Ziffern so deutlich zurückschlagen läßt. Eine große Kühnheit unterstützte jedenfalls den Kritiker.

Herr Langhans sagt mit großem Autoritätsgefühl: „Heinr. Eckhart ist nicht Vater der deutschen Speculation, sondern der deutschen Mystik.“ Mit diesem Tadel hat der Kritiker die Wahrheit zum Irrthum stempeln wollen. Gervinus nennt Eckhart in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (S. 117) den „Meister der Speculation.“ J. B. Weiß führt in seiner Weltgeschichte, in der er ihn „Vater der Speculation“ nennt, eine Quelle an: „Jos. Bach, Meister Eckhart, der Vater der deutschen Speculation, Wien 1864.“ Wer wollte die Schriften alle nennen, in denen Eckhart diese Bezeichnung zu Theil wird! Nur Herr Langhans scheint keine derselben noch in der Hand gehabt zu haben!

„Die Behandlung der wissenschaftlichen Literatur ist ganz ungenügend.“ Punctum. So tadelt mich, wie einen Schüler, Herr Langhans. Und doch sind in meinem Aufsatze 38 Pflöge der Wissenschaft angeführt: Hr. Eckhart, Joh. Stetesfeld, Wigbold von Osnabrück, Petr. Sturba, G. Beatus, Schambogen, Weingarten, Ubert a Lampiano, Bartolus a Saxo ferrato, Hoë, Winter, Knorre, Kaltbrunn, Cruppius, Manlius, Garth, Hoffäus, Campianus, Blissemius, Moretus, Stanzel, Hartmann, Agricola, Handsch, Goldhahn, Haselbach, Theobald, Erinesius, Pontanus (Spanmüller), Deutschenberg, Kruger, Tycho Brahe, Kepler, Jessenius, Fromm, Questenberg, Pfalz von Ostrik, Marcus Marci.

„Citirt wird zuweilen nicht verständlich, so S. 12“, klagt Langhans. Es bezieht sich dies auf einen Auszug aus einem Gedichte Muscatblüts. Wenn dem Herrn Kritiker das Deutsch des 15. Jahrh. nicht verständlich genug ist, so kann ja das unmöglich meine Schuld sein. Citirt habe ich buchstaben- und wortgetreu, wie Muscatblüt geschrieben; wolle sich jeder Leser freundlichst durch Vergleichen überzeugen! „Geradezu überraschend ist es, daß S. 7 und 8 der Meistergesang mit der Volkspoesie identificirt wird,“ heißt es in der Kritik des Herrn Langhans weiter. Das ist Verdrehung! Der Ausdruck „Volkspoesie“ ist von mir nicht gebraucht. Wol aber spreche ich im Gegensatz zu dem höfischen Gesange von einem bürgerlichen und volksmäßigen Meistergesange. Langhans erklärt ferner: „Der Doctor von Prag ist nicht Heinr. von Müglin, sondern Müllich von Prag.“ Der Herr Kritiker kann bei nochmaliger, aber aufmerksamer Lectüre meines Aufsatzes finden, daß ich nicht blos Hr. von Müglin, sondern auch Müllich von Prag anführe, also beide sehr wol sondere. Wenn ich in meinem Aufsatze aber sage, daß Meisterfinger Müglin einen Doctor von Prag nennen, so glaube ich in demselben Rechte zu sein, wie

der beim Kritiker, wie es scheint, so hoch angesehene Kurz, der I. S. 596 selbst sagt: „bei einem anderen Meisterfinger heißt er Doctor der Theologie zu Prag.“ Mehr aber, als diese Thatsache, daß er von anderen, nicht von mir, als ein Doctor der Theologie ausgegeben wurde, wollte ich auch nicht berichten. Aehnlich verhält es sich mit dem Liede in dulci jubilo und Petrus Dresdensis. Das Lied wurde von mehreren Seiten dem Petrus Dresdensis zugeschrieben und in meinem Aufsatze heißt es ja „..... Petrus Dresdensis, dem das Lied in dulci jubilo zugeschrieben wird.“ Ich wollte ja damit nicht behaupten, daß er es wirklich gedichtet. Daß es ihm mit Recht oder Unrecht zugeschrieben wird, dafür kann wol auch Langhans den Beweis nicht bieten. Mügen, wie folgende, daß in meinem Aufsatze Engelhart von Haselbach Engelbert genannt wird, daß Windecks Geburtsjahr 1378, nicht 1387 ist, daß als Todesjahr Beheims 1475 angesetzt ist, sind kleinlich, einer ernst- und gewissenhaften Kritik kaum würdig. 1378 ist durch einen Druckfehler, durch Umsezung von 7 und 8 entstanden. Als Todesjahr Beheims wird von Einigen 1474, von Einigen 1475 genannt, Andere bezeichnen es nicht bestimmt, sondern sagen, Beheim sei nach 1474 gestorben. Wenn ich mich da einer bestimmten Ansicht anschließe, ist das schon ein wissenschaftliches Verbrechen? Daß Haselbach Engelhart und nicht Engelbert hieß, weiß ich, und so steht auch in meinem Manuscript. Weil aber in der Egerer und Tepler Gegend der Taufname Engelbert häufig vorkommt, dagegen Engelhart nicht, ist es begreiflich, wenn der Setzer diesen Fehler verursachte. Darüber Geschrei zu erheben, ist pedantisch, denn dieser Fehler ist wol ebenso verzeihlich, wie der, das in der Langhansschen Kritik selbst in den „Mittheilungen“ Müglins „Buch der Waide“ zu einem „Buch der Waide“ geworden. Wollte ich boshaft sein, so könnte ich nun auch behaupten, Herr Langhans weiß nicht, wie das Buch Müglins heißt. Sapienti sat! Ich überlasse es dem Leser, sich über den Werth einer solchen Kritik selbst das Urtheil zu bilden.

Johann Neubauer.

Antwort.

Es ist mir sehr unerquicklich, die einzelnen Sätze meiner gewissenhaften Kritik gegenüber dem so schwer gekränkten Selbstbewußtsein des Herrn Johann Neubauer zu vertheidigen, und es kommt mir beinahe grausam vor, ihm eine gründliche Antwort zu geben. Da es aber gilt, meine kritische Ehrlichkeit gegen seine unüberlegten Invectiven zu schützen und zugleich die Redaction dieser Blätter, die mich mit Bücheranzeigen betraut, zu rechtfertigen, so muß ich es selbst auf die Gefahr hin thun, daß die Replik für Herrn Neubauer in den Augen der Leser verhängnisvoll wird.

Ich sagte in meiner Anzeige: „Damit, daß man in der Geschichte von Schlesinger die Namen der verschiedenen Schriftsteller aufsucht, die zu Böhmen in irgend einem Verhältnis gestanden und daß man dieses Namensverzeichnis mit Excerpten aus Kurz bereichert, damit ist doch zu wenig geleistet..... Nur ein- oder das anderemal ist ersichtlich, daß der Verfasser auch Gervinus oder Koberstein in der Hand gehabt. Fast durchgehends sind Schlesinger und Kurz saßweise benützt.“ Das heißt doch klar und verständlich für Jeden, Herr Neubauer hätte vor Allem die Namen und Daten, die im Schlesinger stehen, genommen, dazu was er in Kurz fand und selten etwas anderes. Natürlich, daß er sich nicht entgehen ließ, was bloß Schlesinger oder bloß Kurz bringt, er schrieb alles, was im Schlesinger steht, und alles, was er im Kurz fand, ab.

Herr Neubauer unterlegt aber meinen Worten den Sinn, als sagte ich, er habe bloß die Namen angezogen, welche Schlesinger und Kurz zusammen bringen. Und gegen diese Einbildung stürmt er nun, ein literarischer Don Quixote, mit Zahlen als Waffen los. Es ist aber

komisch, daß er statt eines mathematischen Beweises ein mathematisches Problem gibt. Wenn die Gesamtzahl der in seinem Programme angeführten Schriftsteller 69 ist, von denen 31 in Schlesinger nicht sind, so bleiben 38, die man dort findet; wenn von diesen weiter 21 in Kurz nicht stehen, so sollten doch 17 Namen übrig bleiben, „die in Schlesinger stehen und nach Kurz mit Notizen bereichert werden könnten.“ H. N. findet aber — 11! Ich muß gestehen, daß es mir einiges Kopfzerbrechen machte, wie diese Zahl herauskam. Ich glaube so: Er gibt zwar die Zahl der Schriftsteller auf 69 an, nennt aber, wie man sich aus dem obigen überzeugen kann, bloß 67 und von diesen vergaß er bei der Rechnung 4, nämlich die unter den Männern der Wissenschaft aufgezählten Ruorre, Blissemius, Tycho und Kepler. So rechnet er mit 63 und $(63 - 31) = 32$ ist nun richtig $= 11$. Ein nettes Beispiel, wie leichtfertig Herr N. selbst in seiner Vertheidigung ist. Es sind aber außerdem alle Zahlen falsch. Zunächst ist die Zahl 69 unrichtig, es soll heißen 71, Herr N. vergaß, daß er auch die beiden Spervogel, Wenzel II. und Müllich von Prag anführt. Weiter ist falsch, daß in Schlesinger 31 Schriftsteller nicht sind, Frauenlob ist erwähnt S. 290, Fromm S. 608, Pontanus S. 500, 521, Horn S. 519 und der letztere wörtlich wie bei Neubauer, so daß er ihn dort wol gefunden haben wird. Es sind, Müllich eingerechnet, daher nur 28 nicht in Schlesinger. Auch fehlen in Kurz nicht 21, sondern 24.

Die Rechnung ist übrigens eine Mystification. Das Resultat, daß bloß 11 Namen in Schlesinger und Kurz stehen, wird von H. N. oben so benützt, als ob von den Namen in seiner Arbeit nur diese auch in Kurz und Schlesinger stünden, und er ist entrüstet, daß ich staunte, er hätte sie ebenfalls angeführt. „Sie stehen wol wo anders auch außer in Schlesinger und Kurz!“ Man muß in folgender Weise rechnen. 71 Namen werden angeführt, davon stehen 14 in Schlesinger und Kurz, 26 in Schlesinger allein, 15 in Kurz allein, Summe der in beiden Büchern gefundenen Namen 55, Rest der sonst gebrachten 16.

Nun wäre es freilich kein Vergehen in einer zusammenfassenden Darstellung Schlesinger und Kurz gehörig auszunützen, aber H. N. verschwieg daß er das that, jetzt läugnet er es gar und schrieb doch fast nur diese ab. Es muß wol einem verdächtigen Recensenten einige Mühe kosten, dieser — Kühnheit gegenüber kein Wort des Zornes zu brauchen, ich gebe aber nur den Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung.

Ich ziehe zunächst die Schriftsteller an, welche in Schles. und Kurz stehen. Ueber Reinmar, Ulrich v. d. Türkin, Sonnenburg, Ulrich von Eschenbach sagt er nur, was in jenen zu finden ist. (Siehe der Reihe nach R. I, S. 111—I, 368 Schles. 175—I, 120. Schles. 175—I, 296, Schles. 175.) Der Darstellung Heinrichs von Freiberg sieht man den Kurz I. 389, Schles. 175 an, nur ist ein kleiner Zusatz gebracht. Alles über Niclas Hermann S. 14 (Schles. S. 521) ist aus Kurz II. 20, 21 wörtlich excerpiert. Dabei gebraucht H. N. die List, nachdem er eine ganze Periode abgeschrieben, mitten im Satz für einige unverständene Worte Anführungszeichen zu bringen und citirt den Gerbinus, — weil es schon Kurz thut! Michael Weisse, S. 16, ist aus Kurz II. 16 wörtlich excerpiert, hinzugefügt ist nur, daß sein Gesangbuch der böhmischen Brüder in Jungbunzlau herauskam, das steht aber in — Schlesinger S. 519. Auch Christian Reymann S. 18 ist aus Kurz II. 239 hergenommen, mit der Hinzufügung, daß er zu Panitzsch im Bunzlauer Kreise geboren ist, nach — Schlesinger S. 621! Die Biographie Sigmunds von Birken S. 19 ist wörtliches Excerpt aus Kurz II. 283. Aber über den Blumenorden hat H. N. einiges auch anderswo gelesen und sofort werden mit vollem Munde eine Reihe Paragraphen und Seiten aus Gerbinus, Koberstein, Pischon citiert. Zu Zacharias Theobald S. 22, entnommen aus Schles. 520, Kurz II. 183, gab Herr N. einige Büchertitel. Ich muß ein Beispiel, damit Herr N. meine Seitencitate nicht falsch nenne, voll anführen. Von Matthäus S. 14 schreibt er: „Der Dichter Johann Matthäus, geb. am 24. Juli 1504 zu Rochlitz in Sachsen, hat den größten Theil seines Lebens in Böhmen und in Wirksamkeit für

Böhmen zugebracht; er war ein persönlicher Freund Luthers, wurde 1532 Rector der Schule Joachimsthal, wirkte später als Pfarrer daselbst durch 30 Jahre und starb am 8. Dezember 1565 auf der Kanzel, vom Schlage getroffen. Seine Predigten sind ausgezeichnet durch ihre praktische Richtung. Das vortrefflichste Werk von ihm ist „die Sarepta oder Bergpostill“, Nürnberg 1562, 16 Predigten, in denen er die Lehre des Glaubens und der christlichen Moral an den Bergbau anknüpfte und so der (?) Glaubens- und Sittenlehre durch diese praktische, bergmännische Anschauung und Verbindung mit dem alltäglichen Leben dem Volke aufs Beste vermittelte. Am Ende dieser Postille bringt er eine Chronik von Joachimsthal. Unter seinen lieblichen Kirchenliedern ist besonders innig, volksmäßig und kindlich-naiv: „O Jesu, liebes Herrle mein.“ Ein Morgenlied von ihm soll Gustav Adolph alle Tage gesungen haben. Seine „Historien von Luthers Anfang, Vere, Standhafft bekennnuß seines Glaubens und Sterben“ sind für die Kenntnis der äußeren und inneren Geschichte des Reformators von großem Werte. Ein kleines didactisches Gedicht: „Deconomia oder Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll“ 1561 ist voll guter Lehren, von recht glücklicher, gedrängter Darstellung und dadurch charakterisiert, daß es hauptsächlich bekannte Sprichwörter zur Grundlage hat.“

Nun schlage man Kurz II. 218 nach: „Johannes Matthesius..... wurde den 24. Juli 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren, widmete sich der Theologie..... er setzte unter Luthers Leitung, dessen Tischgenosse er auch eine Zeit lang war, seine theologischen Studien fort, nach deren Beendigung er Lehrer in Altenburg, dann 1532 Rector der Schule in Joachimsthal und 1541 Pfarrer daselbst wurde, welche Stelle er mit segensreichem Erfolg 30 Jahre lang verwaltete. Er starb auf der Kanzel vom Schlage getroffen am 7. Oktober 1565..... hat Predigten hinterlassen, die sich alle durch eine eigenthümliche praktische Richtung und Auffassung auszeichnen ... die bedeutendste (Sammlung seiner Schriften) aber besorgte er selbst noch; es ist die „Sarepta oder Bergpostill“ (Nürnberg. 1562. Fol.), 16 Predigten, welche den Bergbau nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande haben, indem er die Arbeiten und die verschiedenen Metalle zuerst nach ihrem Wesen und dann allegorisch erklärt.... es mußte eine gute Wirkung machen, wenn er die Lehren des Glaubens und der christlichen Moral durch geschickte Uebergänge und Verbindungen an den alltäglichen Verhältnissen des bergmännischen Lebens anschaulich machte.... Den Predigten hat M. noch eine Chronik von Joachimsthal beigefügt. S. 23: Seine Lieder haben denselben kindlich naiven, volksthümlichen Ton, wie die seines Kantors... ein Morgenlied, daß der große Gustav Adolph täglich gesungen haben soll.. Nun wieder S. 218: Sondern auch die Historien von Luthers Anfang, Vere, leben, Standhafft bekennnuß seines Glaubens und Sterben, welche für die Kenntnis der innern und äußern Geschichte des Reformators noch jetzt von Wichtigkeit sind. Endlich S. 53:.... des Joh. Math. Deconomia oder Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll (1561), ein kleines Gedicht voll guter Lehren, welche zum Theil recht glücklich, in gedrängter Darstellung und volksthümlicher Sprache, mit geschickter Benutzung bekannter Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten angedrückt sind.“

Soll ich noch irgend ein Beispiel herausgreifen? Kurz II. 21 schreibt: „... er (Hermann) wurde dadurch der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenliedes, in welchem die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse vom Standpunkte des christlichen Glaubens dargestellt wurden, einer Gattung, die alle Elemente des poetischen Lebens in sich trägt, weil sie auf der dichterischen Auffassung der Wirklichkeit beruht. Auch wurden diese späterhin vielfach bearbeitet, wie ein Blick in alle neueren Gesangbücher leicht beweist, allein wenige Dichter haben die Höhe der Auffassung bewahrt, die uns in Hermanns Liedern so erfreulich entgegentritt; die meisten haben sich in prosaischen und langweiligen Schilderungen der bloßen Lebensverhältnisse verloren, in welchen das Gemüt keine Befriedigung, noch viel weniger aber Erhebung finden kann.“ Herr M. schreibt S. 15: „Hermann ist geradezu der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenliedes in unserer Literatur, nämlich der, in welcher die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse

vom Standpunkt des christlichen Glaubens dargestellt werden, einer Gattung, die „alle Elemente des politischen (! sic!) Lebens in sich trägt, weil sie auf der dichterischen Auffassung der Wirklichkeit beruht. Seine Lieder wurden später vielfach bearbeitet, wie die neuen protestantischen Gesangbücher leicht beweisen, doch nur wenigen Dichtern ist es gelungen, Hermann nur einigermaßen treu zu copieren; nur wenige trafen seine Art und Weise; die meisten seiner Nachahmer wurden recht prosaisch, recht langweilig, wenn sie ihrem Vorbilde gemäß die verschiedenen Lebensverhältnisse ihrer Poesie zu accomodieren trachteten.“ Das ist doch recht prosaisch, recht langweilig, dazu sehr ungeschickt abgeschrieben und mit großer — Kühnheit geläugnet!

Gehen wir weiter zu Schriftstellern, die in Schlessinger nicht sind, aber in Kurz. Außer den kurzen Notizen über Bernher, Walther, Berthold, Frauenlob, die aus Kurz geschöpft sein können, wurde Eckhart S. 7 aus Kurz I. 580 sagweise mit wenig geänderten Worten excerptiert, Heinrich v. Müglin S. 9 ist wörtlich nach R. I. 596 und 628, Mülich v. Prag S. 9 wörtlich nach R. I. 596, nur mit umgekehrter Schlussfolgerung bezüglich seiner Verwechslung mit Müglin gebracht. Von Petrus Dresdensis weiß Neubauer nur, was Kurz I. 595 hat, doch läßt er in dem Satz, „dem das Lied in dulci júbilo mit Unrecht zugeschrieben wird,“ die Worte mit Unrecht eigenmächtig weg. Die Darstellung des Michael Beheim S. 11 ist wörtliches Excerpt aus Kurz I. 690, ebenso die des Windeck, S. 11 aus R. I. 765, des Tetzl S. 11 aus R. I. 755. Bei Munkatblüt S. 11 sind dieselben Gedanken wie bei R. I. 605 in wenig geänderten Worten gegeben, Melissus S. 18 wird wol auch aus R. II. 24 genommen sein und Heinrich J. v. Braunschweig ist wieder fast wörtlich aus R. II. 142 entliehen. Es macht sich natürlich sehr gelehrt, daß ein Satz, den Kurz im Text hat, bei Neubauer als Anmerkung unter den Strich gewiesen wird.

Ferner haben wir Schriftsteller zu betrachten, die bloß Schlessinger anführt. Dieser thut es in seiner einbändigen allgemeinen Geschichte Böhmens natürlich ganz kurz und da kann freilich Herr Neubauer auch nicht leicht ausführlich sein. Demzufolge sind Stetefeld, Schambogen, Winter, Kaltbrunn, P. Cruppius, Knorre, Manlius wie bei Schlessinger (S. 516, 519, 603) bloß dem Namen nach citiert. Wo Schlessinger einiges erzählt, da wird selbstverständlich auch mehr abzuschreiben sein, also bei Matthäus Goldhahn S. 17, Schl. 520, bei Georg Handsch v. Lymuso S. 17, Schl. S. 521, bei Jessenius Schl. 502, 519, 535, bei Haselbach S. 17, Schl. 520. Doch muß anerkannt werden, daß, da Schlessinger oft zu kurz ist, mehrmal doch etwas — wie das Geburts- oder Todesjahr — hinzugesetzt wird, nämlich S. 13 zu Höe, Schl. S. 516, 517, 519; zu Garth, Schl. 516; S. 16 zu Brusch, Schles. 520; S. 17 zu Habermann, Schles. 520; zu Sander Schl. 521; S. 18 zu Westonia Schl. 500; S. 23 zu Crinesius, Schles. 520; zu Pontanus, Schles. 521. Wirklich um einige Zeilen, also wesentlich erweitert erscheinen aber die Angaben nur bei vier: S. 23 bei Deutschenberg und Weingarten, S. 24 bei A. Fromm und S. 25 bei Marcus Marci. Auch über Tycho de Brahe, Kepler und die beiden Spervogel läßt sich der Verfasser aus, doch ist das wol zu bekannt, als daß mit der Reproduction viel geleistet wäre.

Endlich — und nun gebe man Acht! — bleiben die Schriftsteller, die weder in Schlessinger noch in Kurz gefunden wurden. Nur von 2, sage zweien weiß Herr N. einige Zeilen zu berichten, von Duestenberg S. 24 drei Zeilen! und von Christoph Pfalz vier Zeilen! Litschauer, von dem doch in Hagen's M. S. einiges steht, kommt mit 2 Zeilen weg und Wigbold, Sturba, Beatus, Campiano, Bartolus, Campian, Moretus, Hartmann, Stanzel, Corbinus, Agricola sind nur dem Namen nach vorgeführt.

Den p. t. Lesern wird das Räthsel, das ihnen Herr Neubauer aufgibt, woher ich den Grund zu meinem Urtheil genommen, jetzt keine harte Nuß mehr sein.

Nun zu den Einzelheiten. Der Engelbert, das Geburtsjahr W i n d e c s 1387 (das-
selbe Versehen ist S. 9 1387 statt 1378) sei auf Rechnung des Setzers geschrieben und hingehen
mag auch die Angabe des Todesjahres B e h e i m s; obwohl mir Herr N. schwerlich die Angabe
eines b e s t i m m t e n Jahres nachweisen wird. Eine Verdrehung habe ich mir indessen nirgends
zu Schulden kommen lassen. S. 7 und 8 ist wol der Ausdruck „Volkspoesie“ nicht gebraucht,
aber der Ausdruck „volksmäßig“ und ich kenne keinen Unterschied zwischen Volkspoesie und volks-
mäßiger Poesie, zwischen Volksepos und volksmäßigem Epos u. s. w. Herr N. stellt den
volksmäßigen Meistersang in Gegensatz zu dem ritterlichen, höfischen Minnesang, und
das wird doch niemand anders fassen, als wie ich es verstanden habe. Der Meistersang ist nur
ein h a n d w e r k s m ä ß i g entarteter Minnesang, die leere Form, ohne dessen innerliches
Wesen festhaltend, und es ist nichts volksmäßiges an ihm. Was den Doctor von Prag betrifft,
so weiß ich sehr wol, daß gleich nach Müglin der Prager Miliich genannt ist, der Zusatz hätte
aber da nicht fehlen sollen, daß wahrscheinlich der letztere jener Doctor von Prag ist. Herr N.
schrieb eben flüchtig — und dafür gab ich die Beispiele — ab, was Kurz sagt, und so kam
denn manchmal etwas heraus, was er jetzt wol schwerlich als Resultat eigener Forschung plausibel
machen wird. Herr N. spottet über mich, daß Kurz bei mir in hohem Ansehen zu stehen scheint.
Meines Wissens habe ich im Referat nichts darüber, wie hoch ich ihn schätze, kund gegeben,
aber es ist eine anständigerweise ganz undefinierbare Manier, Jemanden verstoßen auszuschreiben
und hinterher über ihn zu schmähen. — Ob mir das Deutsch des 15. Jahrhunderts nicht ver-
ständlich genug ist, darüber werde ich mit H. N. nicht streiten, das Citat auf S. 12 aus
Muskatblüt nannte ich deswegen unverständlich, weil es mit den Worten anhebt

aller Herrschafft
hatt macht und crafft
in irem lannd

und weil man sich rein aufs Rathen verlegen muß, auf w e l c h e s Land das geht. Es war
eben noch die vorhergehende Strophe des Gedichtes zu citieren, wo der Dichter anfängt
zu schildern,

wie es ym lannd zu Behem stee.

Bezüglich des Meisters E c h a r t strengt sich Herr N. unnötig mit nachträglichen Citaten
aus Weiß an. Auch Kurz — auf derselben Seite, wo ihn Herr N. abschrieb — nennt ihn
einen Mann der Speculation, deswegen bleibt es doch nur richtig, ihn den Vater der deutschen
Mystik zu nennen, weil Speculation, als das reine, begriffliche Denken nicht vermischet werden
sollte mit der nebulösen, gemüthlichen, phantastischen Intuition der Mystik. Zuträglicher wäre
gewesen, wenn Herr N. andere Dinge, die in Kurz falsch stehen, verbessert hätte, z. B. die
falsche Ansicht, daß Birkens „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich“ eines der besten hi-
storischen Werke des XVII. Jh. (bei N. Druckfehler XIII. Jh.) ist. Mein Urtheil endlich über
die Behandlung der wissenschaftlichen Literatur kann ich nicht ändern. Es sind freilich 38 Pfleger
der Wissenschaft genannt, aber zum größten Theil auch n u r genannt und wie unsystematisch
und zerstreut! Es ist eben nicht genügend.

Herrn Neubauers offener Angriff könnte mich wol reizen, alle Mängel der unreifen Arbeit,
die noch lange nicht aufgezählt sind, aufzudecken, aber einerseits will ich ihm ein Beispiel der
Mäßigung geben und andererseits ist das Programm weiterer Mühe nicht wert.

Iglau, den 9. Juni 1877.

Dr. Victor Langhans.

L. Lemme: Das Evangelium in Böhmen. Gotha, 1877.

In 15 Paragraphen verbreitet sich der Verfasser in einer dem akademisch-theologischen Ver-
eine in Berlin gewidmeten Denkschrift über „das Evangelium in Böhmen.“ Der Verfasser steht
auf dem „evangelischen“ Standpunkte und faßt auch sämtliche Erscheinungen des geistigen Le-

bens von diesem Gesichtswinkel auf. In der Einleitung setzt er sich historisch mit den Bewegungen des protestantischen Kirchenkörpers auseinander, er charakterisiert den deutschen und englischen Protestantismus und zeigt einen scharfen Einblick in das Wesen religiöser Ueberzeugung oder subjektiver Gewißheit, auf deren Boden er selbst steht, er ist ein eifriger Apostel der Evangelisation auch der katholischen Länder, die „in Angriff“ genommen werden sollen, und verlangt offen Proselytenmacherei und hält „jede beabsichtigte religiöse Einwirkung auf katholische Gebiete, welche nicht zugleich Rücksicht auf die Zugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft nimmt, für ein Nebelbild unklarer Velleitäten.“ Der Verfasser weist in Beziehung auf seine Angriffstheorie mit der Bibel in der Hand vor allem auf Deutsch-Oesterreich und hier zuerst auf Böhmen hin. Kommt er nicht um ein paar Jahrhunderte zu spät? Es muß für ein strenggläubiges Herz sehr niederschlagend sein, daß heut zu Tage so wenig mehr auf diesem Gebiete der Kampf verfangen will. Katholiken und Protestanten klagen über Indifferentismus, eine bedenkliche Erscheinung im Gebiete der Kirche, die zuerst vor allem die Herren aufmerksam machen sollte, wo der tiefe Schaden liege. Den Kampf ausfechten will er auf dem Gebiete des Gegners. Bei der großartigen wissenschaftlichen Bewegung der Geister dürfte dieser Kampf, wie uns dünkt, für beide Parteien, nicht wie jener englische Katholik meinte, auf märkischem Sande ausgefochten werden, sondern überhaupt im Sande verlaufen. Die Ausführungen des Verfassers über die evangelische Kirche in Böhmen zeigen für die kurze Zeit, in der er sich mit dieser Frage beschäftigen konnte, eine eingehende Kenntniß aller historisch gegebenen Verhältnisse. Die theologische Richtung des zu Wählenden, sagt der Verfasser im §. 3 die Verfassung der evangelischen Kirche in Böhmen, spielt allerdings in Böhmen bisher bei der Wahl der Senioren oder Superintendenten noch fast gar keine Rolle. Im Vordergrund stehen persönliche Interessen und die nationale Leidenschaft. „Eine tiefe Abneigung gegen den Oberkirchenrat in Wien geht durch alle österreichischen Gemeinden. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß, was in England und Schottland erträglich, ja heilsam ist, anderswo schädlich ist und daß in Oesterreich den Evangelischen nicht Zerklüftung, sondern einheitliche Zusammenfassung not tut. Dies ist ein wahres Wort, wird aber bei dem tiefen Zwiespalt und bei der nationalen Aufregung, die alle besseren Kräfte brach legt, nicht viel verfangen. Der statistische Ueberblick über den Bestand der evangelischen Kirche Böhmens ergibt das Bild eines langsamen, aber stetigen und sicheren Fortschrittes. Früher war der 50., im Jahr 1869 der 49., jetzt ist der 47. Einwohner Böhmens evangelisch. Die Charakterisierung der evangelischen Gemeinde ist meist zutreffend, der Verfasser nimmt sich kein Blatt vor den Mund und gesteht offen, daß die Zahl der wirklich gläubigen Glieder der Gemeinde keine große ist und daß es in den christlichen Familien an kirchlicher Sitte fehle. Die Kapitel über die Katholiken in Böhmen sind lesenswert, sie sagen aber nicht viel Neues. Die Rathschläge, die der Verfasser den Gemeinden ertheilt, sind vom confessionellen Standpunkt gewiß nicht zu verwerfen, ebenso das was er über die Schule sagt. Sein Buch hat für den Evangelischen in Böhmen den Wert eines klaren ziemlich unparteiischen Ueberblickes, der natürlich die Verhältnisse vom Standpunkt des deutschen Evangeliums mißt. Für eine künftige Kirchengeschichte Böhmens ist des Verfassers Buch ein ganz wertvoller Beitrag und als solchen hat ihn der Historiker zu registrieren, der sich nicht darum kümmert, welche Partei in einem so heftigen Punkte, wie der subjektive Glaube ist, das Richtige getroffen hat, sondern warum und wie der Verlauf und die Wirkung einer Erscheinung auf das Kulturleben der Gegenwart Einfluß nimmt. —r.

August Sedláček: Jak se měnili a ustály meze Čech a Rakous dolních. (Wie die Gränzen zwischen Böhmen und Nieder-Oesterreich verändert und festgestellt worden sind.) Tabor, 1877.

Welch' mannigfachen Aenderungen die Gränzen zwischen Böhmen und Unterösterreich unterworfen waren, das zu untersuchen ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Der Verfasser

weist darauf hin, daß die Čechen seit alten Zeiten wußten, daß ihr Land ringsumher von Gebirgen eingeschlossen ist, wie Cosmas berichtet, und daß es in jener Zeit keine genauen Gränzen gab, sucht er zu beweisen. Natürlich bildet den wichtigsten Punkt der vorliegenden Abhandlung das Gebiet von Weitra. Nachdem gezeigt worden, daß es bereits im 9. Jahrhunderte zu Böhmen gehörte, schreitet der Verfasser zu den Gränzbestimmungen desselben. Um zu zeigen, daß dasselbe sowie der größte Theil des südlichen Böhmens mit Wald bedeckt war, wird die Behauptung aufgestellt, daß die čechischen Ortsnamen, welche Patronymica sind, wie die deutschen welche mit „slag“ oder „rent“ auslauten, darauf hindeuten; ferner, daß jene Ansiedelungen schon lange vor dem 13. Jahrhunderte, diese dagegen frühestens in diesem stattfanden. Leider wird für die Richtigkeit dieser Behauptungen kein Beweis geführt. Am Schlusse des ersten Absatzes folgt ein Hinweis auf die Wichtigkeit dieser Gränzwälder für die Kriegsführung jener Zeit; ja es ist sogar in einer Urkunde Ottokars von 1221 die Schonung derselben aus eben diesem Grunde anbefohlen.

Im zweiten Abschnitte wird erörtert, wie Weitra von Böhmen abgetrennt wurde. Dasselbe war der Ansicht des Verfassers nach bis gegen 1140 von lauter Čechen bewohnt und erst um diese Zeit ließen sich Unterthanen der Kuenringer daselbst nieder; auf diese Weise kamen die Deutschen dahin. Die Folge davon war, daß bei der unter Herzog Soběslav 1177 angestellten Gränzvermessung die Oesterreicher auf das halbe Gebiet Anspruch erhoben.

Den topo- und hydrographischen Angaben, welche die unter Friedrich am 1. Juli 1179 angestellte Gränzvermessung enthält, gibt der Verfasser eine von Meillers und Sirečeks Ansicht theilweise abweichende Deutung, stimmt jedoch mit ihnen darin überein, daß Weitra fortan noch zu Böhmen gehörte; zum Beweise dessen wird die Belehnung Hadmars von Kuenring durch Herzog Friedrich mit dem an Oesterreich gränzenden, zwischen der Luschitz und Stropnitz gelegenen Gebiete hervorgehoben.

Ferner wird die Unterredung Ottokars I. und des Bischofes Andreas auf dem Berge Scach berücksichtigt, um die Lage dieses Gränzberges zu bestimmen; ebenso auch der Bericht Emmenfel's über die Gränze Oesterreichs gegen Böhmen, obzwar derselbe unklar und so dunkel ist, daß sich mit ihm nichts anfangen läßt. Schließlich wird der Besitz der Kuenringer, zu dem Weitra gehörte, angeführt; da dieselben treu bei Ottokar II. aushielten, so wurde die Stadt Weitra 1260 von Rudolf belagert und eingenommen. Zwar erhielten sie die Kuenringe später wieder, mußten sie jedoch 1292 abermals herausgeben und von nun an verblieb sie im Besitze der Habsburger bei Oesterreich. Im 3. Abschnitte wird gezeigt, daß nach der Vermessung unter Herzog Albrecht 1339 die Gränze von dem heutigen Dorfe Naglitz längs der Herrschaften Neuhaus und Wittingau ging und zur genaueren Bestimmung derselben wird der Umfang dieser Herrschaften um das Jahr 1366 hervorgehoben. Zum Schlusse weist der Verfasser auf die 1480 unter Wok von Rosenberg vorgenommene Vermessung der Herrschaften Rosenberg und Neuhaus hin.

Obzwar diese Schrift viel Fleiß und Gewandtheit im Stile verräth, so kann man ihr doch zwei Fehler zum Vorwurfe machen: sie ist nämlich nicht in allen Punkten genau und zuverlässig und der Verfasser citirt namentlich in den ersten Abschnitten wenig, obzwar es gerade bei solchen Arbeiten auf den Wortlaut der benützten Quellen und Hilfsmittel ankommt.

A. Horčíčka.

Dr. **Hallwich**: Zur Geschichte Wallensteins im Jahre 1633. Abgedruckt in dem von Dr. Karl von Weber herausgegebenen „Archiv für die Sächsische Geschichte,“ Neue Folge, 3. Bd. Leipzig, 1877.

Unter diesem bescheidenen Titel hat Herr Dr. Hallwich eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über die Thätigkeit Wallensteins im Jahre 1633 veröffentlicht, durch welche Publi- Mitth. 16. Jahrg. I. Heft.

cation die von uns seiner Zeit bei Besprechung des Bröckl'schen Werkes „Wallenstein Herzogs von Friedland letzte Lebensjahre und Tod in Eger“ an dieser Stelle ausgesprochene Ansicht, daß die bisherigen Forschungen noch lange nicht hinreichen, um ein endgiltiges Urtheil in der sogenannten Frage über die Schuld oder Nichtschuld Wallensteins fällen zu können — auf das Schlagendste bestätigt wird.

Wollten wir alle interessanten Momente der vorliegenden Publication, welche meist aus dem Wiener Staatsarchiv und zum Theil auch aus dem gräflich Waldstein'schen Archiv zu Prag geschöpft ist, wiedergeben, so müßten wir dieselbe geradezu wörtlich abschreiben; wir beschränken uns daher darauf, blos die wesentlichsten Resultate, zu welchen die Hallwich'sche Forschung gelangt ist, darzustellen.

Zu Beginn des Jahres 1633 machte sich ein ganz ungewöhnlich tiefer Zug lebendiger Sehnsucht nach dem „lieben Frieden“ bei den hervorragendsten Persönlichkeiten der beiden großen Parteien, in welche die damalige civilisirte Welt Europas gespalten war, geltend, welchem entsprechend im Laufe jenes Jahres theils zwischen diplomatischen Personen, theils zwischen den Feldherrn der einander gegenüberstehenden Heere wiederholt und zwar zuerst in Leitmeritz, sodann in den bezüglichlichen Feldlagern Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, welche jedoch nicht zum gewünschten Ziele führten.

Daß Wallenstein bei diesen Unterhandlungen in der That aufrichtig einen dem Kaiser und Reiche möglichst günstigen Frieden und zwar vornehmlich einen loyalen Frieden mit Sachsen und Brandenburg anstrebte, hatte Helbig bereits in seiner trefflichen Abhandlung „Wallenstein und Arnim 1632—1634“ auf Grund von Mittheilungen aus dem sächsischen Archive dargethan, doch hat derselbe in seinen späteren Schriften, namentlich in dem Büchlein „Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—1634“ seine in der erstervähnten Abhandlung ausgesprochene Ansicht wesentlich zu Ungunsten Wallensteins modificirt, so daß seither — bis zum Erscheinen von Ranke's Geschichte Wallenstein's — dieser wieder ziemlich allgemein und unbezweifelt als „Verräther“ oder „Rebell“ galt.

Die vorliegende Publication, welche ungemein reich an interessantem historischem Detail ist, weist nun an der Hand eines mit anerkanntem Fleiße gesammelten archivalischen Materials nach, daß die ursprüngliche Ansicht Helbig's über Wallensteins Stellung zu den im Jahre 1633 gepflogenen Friedensverhandlungen die richtige, und daß die Anschuldigungen der Gegner Wallensteins, welche mala fide jene Verhandlungen als verrätherische bezeichnen, ganz ungegründet seien. Denn die im Wiener Staatsarchiv aufgefundenen, von Hallwich publicirten Actenstücke thun auf das Unzweifelhafteste dar, daß an allen jenen sehr intimen Tractaten zwischen Wallenstein und Arnim der Feldmarschall Graf Mathias Gallas theilhaftig war, dessen unbedingte Kaisertreue jeden Zweifel an dem Charakter jener Unterhandlungen absolut ausschließt, während ein gleichfalls aus dem Staatsarchive mitgetheilter Brief des Fürsten Hanns Ulrich von Eggenberg vom 20. Juni jenes Jahres unwiderleglich beweist, daß Wallenstein sogar mit dem alten Grafen Heinrich Mathias Thurn im Einverständniß mit dem Wiener Hofe „negociirt“ habe.

Gerade diese Unterhandlungen Wallensteins mit Thurn, welche seit der Veröffentlichung des „Gründlichen und wahrhaftigen“ Berichtes des Parteigängers Jaroslav Sezyna Našin von Kiesenburg eine der Hauptanschuldigungen gegen Wallenstein bildeten, werden durch den bisher gänzlich unbekannten, beziehungsweise dem großen Publicum absichtlich verschwiegenen Umstand, daß einer der vertrautesten Räte des Kaisers Ferdinand von selbst Kenntniß hatte, zur Gänze ihres verdächtigen Charakters entkleidet und so von dem unbefreitbar großen Manne eine Makel weggewischt, welche Bosheit und Feilheit demselben anzuheften so eifrig bemüht waren.

Daß die Forschungen im Wiener Staatsarchive, welches erst jetzt sehr zugänglich ist, nicht gründlich und unparteiisch gewesen seien, war wohl jedem, welcher die Wallenstein-Literatur genauer kannte, zur Ueberzeugung geworden, doch fehlte bisher so zu sagen der actenmäßige

Nachweis hiefür; diesen wenigstens rücksichtlich der eben erwähnten Beziehungen Wallensteins zu Thurn, Sachsen und Brandenburg geliefert zu haben, ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Hallwich's, auf dessen uns in Aussicht gestellte fernere Publicationen über Wallenstein man wohl mit Recht gespannt sein darf.

Doch würden wir wünschen, daß bei diesen ferneren Publicationen Dr. Hallwich uns die einzelnen aus den Archiven gebrachten Actenstücke nicht, wie es in der vorliegenden zumeist geschah, blos fragmentarisch, sondern zur Gänze und mit vollständiger Adresse, Datum, Unterschrift und etwaigen Kanzleinoten, mittheilen würde, da gerade die anfänglich für unbedeutend gehaltenen und als unwesentlich weggelassenen Theile eines solchen Actenstückes durch die fortgesetzte Quellenforschung an Bedeutung gewinnen können und dann eine nochmalige Durchforschung des Archives nothwendig wird.

Dr. R.

Franz Müller: Einige Berichtigungen und Ergänzungen zur Geschichte des Kronprinz Ferdinand 4. Kürassier-Regimentes in den Schlachten bei Regensburg, Aspern und Wagram. Reichenberg, 1877.

Der Vater des Verfassers dieses anspruchslosen Schriftchens war „Gründer des ersten und ältesten österreichischen Veteranen-Vereins in Reichenberg.“ In der Geschichte unseres Vereinswesens hat demnach derselbe sich einen hervorragenden Platz erobert, denn es ist bekannt, wie außer den Feuerwehr-Vereinen keine andere Species von Vereinen gegenwärtig so florirt wie die Veteranen-Vereine. Und wenn auch den letzteren manches anhaftet, was zu einem abschprechenden Urtheile herausfordert, so kann doch auch nicht geläugnet werden, daß denselben in patriotischer und humanitärer Beziehung manches rühmliche Verdienst zu gute geschrieben werden darf. Eine Geschichte des genannten Regimentes, dessen Inhaber der Kronprinz und nachmalige Kaiser Ferdinand gewesen und gegenwärtig der Erzherzog Albrecht ist, erschien bereits in den vierziger Jahren; dieselbe (von E. Komers) sowie die bekannten Werke von Thielen, Heller von Hellwald, Welten und Thiers (Geschichte des Consulats und Kaiserreichs), Bellange und Hirtenfeld nebst einigen anderen Schriften dienten dem Verf. als Quellen und nachdem er daraus compilirt hat, was er darin über jenes Regiment gefunden, läßt er die Soldaten-Erlebnisse seines im J. 1846 verstorbenen Vaters Josef folgen, welcher, ein Reichenberger Kind und Tuchmacher, seine militärische Laufbahn im J. 1803 als Infanterist begann, um selbe nach sieben Monaten als Kürassier in dem genannten Regimente fortzusetzen und als solcher im J. 1817 zu beschließen. Als es sich darum handelte, ihn aus einem Infanteristen zu einem Kavalleristen zu machen, hatte er die angenehme Wahl zwischen diesem Berufe oder 50 Stockstreichen. Er wählte natürlich das erstere und war dann Kürassier mit Leib und Seele. Als solcher hat er an Seiten seiner tapferen Kameraden überall wacker mitgefochten, später aber gerne von den Thaten seines Regimentes erzählt und wol dadurch auch in dem Sohne ein warmes Herz für den Soldatenstand erweckt. Dieser hat sich nun nicht ohne Geschick auch als Schriftsteller versucht und bekundet sein Schriftchen nicht allein lebhaften Sinn für Geschichte sondern auch warmen Patriotismus und pietätsvolle Erinnerung an den Vater, daher es allen Veteranen zur Lecture bestens empfohlen sein mag.

—1.

Dr. Franz Krone: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte. Berlin, 4—14. Lieferung.

Den Lesern der „Literarischen Beilage“ ist das Werk nicht mehr unbekannt, ich habe sie

schon nach dem Erscheinen des 3. Hefes auf das Buch aufmerksam gemacht.²⁾ Inzwischen sind mit dem unlängst erschienenen 14. Hefte die ersten zwei Bände zum Abschlusse gekommen, der dritte wird die Geschichte unseres Vaterlandes von 1526 bis auf die Jetztzeit besprechen. Die Tüchtigkeit des Werkes, welches in der Bibliothek keines gebildeten Oesterreichers fehlen sollte, welcher für die Geschichte unserer Monarchie sich einen Sinn bewahrt hat, bestimmt mich noch vor der Veröffentlichung des Schlußbandes die Aufmerksamkeit der Leser abermals auf das „Handbuch“ zu lenken.

Das ganze Werk teilt der Verfasser in 24 Bücher ein, von denen 12 auf die ersten zwei Bände entfallen. Ich habe bereits seiner Zeit mitgeteilt, daß Krones im 1. Buche eine Uebersicht der allgemeinen und provinziellen Geschichtschreibung Oesterreichs und ihrer Entwicklung seit dem 15. Jahrhunderte gibt, daß er im 2. über das Wesen und die Behandlung der Geschichte Oesterreichs, über die Bodengestaltung u. s. w. spricht, im 3. die römische Herrschaft auf dem Boden des österreichischen Staates erörtert und im 4. die Völkerwanderung auf dem Boden der Alpen, Sudeten- und Karpathenländer schildert.

Im 5. Buche geht der Verf. auf die Anfänge des mittelalterlichen Staatslebens im Donau-alpenlande und dessen Nachbarschaft über, es umfaßt die Zeit von 568—976. Ein noch immer buntes Gewirre der mannigfaltigsten Nationen und eine fortdauernde Verschiebung der Ländermarken zieht vor unsern Augen vorüber, allmählich fassen jedoch die einzelnen Völkerstämme festen Fuß. Die Langobarden greifen mit ihren Herzogtümern Trient und Friaul tief nach Tirol und in das Küstenland ein, die Bajuwaren unter der Agilolfinger Führung gründen ein mächtiges Herzogtum, jenseits der Enns, im Oslande, herrscht der Avar, im Süden breiten sich unter seiner Oberhoheit die Alpen-slaven aus, sie sind in Krain und Karantanien angesiedelt und im Pustertale bis an die Drau- und Rienzquellen vorgeschoben. Gegen der Avaren drückende Herrschaft erheben sich unter Samos, des „fränkischen Kaufmanns“ Führung die Slaven, die ihre Unabhängigkeit gegen die Angriffe der Franken verteidigen, aber das samonische Reich, ein slavischer Völkerbund im Norden und Süden der Donau, zerfällt spurlos nach seines Gründers Tod. Chorvaten und Serben, nordkarpathische Slaven, ziehen als Waffengenossen der Avaren nach dem Süden, wo sie diesen und den Byzantinern bald gefährlich werden. Im Frankenreiche festigt sich die Herrschaft der Pippiniden. Die Glaubensboten Columban, Gallus und Pirmin, Ruprecht, Emmeram und Corbinian beginnen ihre segensreiche Tätigkeit, Winfried schafft die Bistümer Passau, Salzburg, Freising und Regensburg. Alemannien und Baiern beugen sich den Franken, dennoch gelingt den Agilolfingern nicht nur die Erwerbung der Landstriche Südtirols, sondern es gelangt Baiern auch zur Oberhoheit über die Alpen-slaven, denen Virgil das Evangelium predigt. Karl der Große bezwingt die Langobarden, macht dem bairischen Stammherzogtume ein Ende und vernichtet die Avaren, er organisiert die neuen Erwerbungen und schon beginnt langsam, aber nachhaltig und durchgreifend die Germanisirung der Donau-alpenländer. Das großmährische Reich und sein mächtiger Herrscher Swatopluk finden in Arnulf einen tatkräftigen Widersacher, und die Magyaren, die letzte Welle der großen Völkerwanderung auf dem Boden des Abendlandes, bedrohen die Südostmarken Großmährens. Ich zweifle durchaus nicht, daß sie nicht sowol von Arnulf gerufen wurden, als vie Imehr dem eigenen Eroberungsdrange Folge gebend das Slavenreich bekriegten. Die Schöpfung Swatoplufs wird vernichtet, die Magyaren erneuern die hunnischen und avarischen Verwüstungszüge und das tief zerklüftete Deutschland mit seinem machtlosen Königtume und seinen wieder erstandenen Herzogtümern scheint den wilden Horden preisgegeben zu sein, sie erliegen jedoch dem König Heinrich I. bei Riade, sein Sohn Herzog Heinrich von Baiern weist sie mit blutigen Köpfen zurück,

2) S. Fgg. XV, S. 13.

besiegt sie in ihrem eigenen Lande, überschreitet die Theiß und kehrt heutebeladen zurück; in der heißen Schlacht auf dem Pechfelde wird den magyrischen Raubzügen von Otto dem Großen für immer ein Ziel gesetzt. Von nun an beginnt die Rückeroberung dessen, was seit 907 dem Reiche verloren gegangen war. Die Ansiedlung dringt im breiten Strome vor und die otto-nische Mark, ein vorgeschobenes Stück Baierns, ersteht. Die Empörung Heinrichs des Fänsers mislingt, das Regensburger Strafgericht ächtet den flüchtigen Herzog und seinen Anhang, dies hatte bedeutende Besitzveränderungen und Beschränkungen der bairischen Herzogsmacht zur Folge; „mit diesen Ereignissen schließt die Vorhalle der Geschichte Oesterreichs und seine eigentliche staatliche Bildungsgeschichte nimmt hier den Anfang.“

Das umfangreiche 6. Buch (S. 297—578) ist überschrieben: „Der historische Boden Oesterreichs. Territorialgeschichte und Ortskunde im Grundrisse mit besonderer Rücksicht auf das Mittelalter und maßgebende Momente der Culturgeschichte.“ Es zerfällt in drei Abteilungen, von welchen die 1. die Donaulpenländer mit Einschluß Croatiens, Slavoniens und des Küstenlandes der Adria, die 2. den Boden der Sudetenländer in seiner natürlichen Bildung und politisch-historischer Entwicklung und die Territorialgeschichte der böhmischen Ländergruppe, die 3. das nord- und südcarpathische Land behandelt. Ohne Zweifel ist eine genaue geographische Kenntniss des Bodens eines Staates, in dessen Geschichte man sich zu vertiefen gedenkt, unerläßlich, ob aber alle Leser des Krones'schen Handbuches die Ausdauer haben werden, diesen Abschnitt seines Werkes mit der Karte in der Hand durchzugehen, bleibt mindestens fraglich, trotzdem das 6. Buch ein unschätzbbares Material birgt und dem Verf. die Gelegenheit gibt, so manche historische Daten, die sich anderswo vielleicht nur schwer hätten einweben lassen, dem Geschichtsfreunde zu bieten. In diesem Teile seines Handbuches geht Krones ziemlich in das Einzelne der Geschichte Oesterreich-Schlesiens ein, er beginnt mit dem Troppauer Gebiete, der alten Golasitzer-Zuße Mährens, aus welcher sich 1318 das Herzogtum Troppau entwickelte, von dem dann später das Herzogtum Jägerndorf sich abgezweigt hat. Die Geschichte beider Fürstentümer wird bis 1613, beziehungsweise bis 1622 geführt. Hierauf geht Krones zu Schlesien und endlich zum Herzogtum Teschen über. Nebenbei bemerkt heißt Teschen tschisch Těšin und nicht Tušcin, polnisch Cieszyn und nicht Cinszyn. Daß der Verf. in der Aufzählung der Fürsten dieses Ländchens sparsam ist, kann nur gebilligt werden, dagegen wäre die Bemerkung zu machen gewesen, daß zu unserem Schlesien auch ein Teil des früheren Fürstentums Meißne gehöre, wozu sich allerdings noch die Gelegenheit findet, wenn der Verf. auf den Friedensschluß von 1742 zu sprechen kommen wird. Der über „das nordcarpathische Land: Galizien und Bukowina“ handelnde Teil wird benützt, die ältere Geschichte von Galizien zu behandeln, „da sich für sie kein anderer Platz im Rahmen des Ganzen finden läßt.“ Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeiten für die Geschichte kleinerer Territorien, wie z. B. Schlesien, oder solcher Gebiete, die erst spät Bestandteile unserer Monarchie wurden, den schicklichsten Platz ausfindig zu machen; er ließe sich vielleicht ermitteln, wenn die Jahrhunderte umfassenden Zeiträume in kürzere Perioden geteilt worden wären. Ob nicht der große Umfang des 6. Buches dem Gesamtwerke Eintrag tun werde, kann erst nach dessen vollständigem Erscheinen erlassen werden.

Im 7. Buche wird das geschichtliche Leben von 976—1308 erzählt, es handelt erstlich von den Donauländern in den Zeiten der Babenberger und von den Anfängen Habsburgs bis 1308, sodann von dem Přemyslidenreiche und schließlich von dem Arpadenreiche. Daß dem geehrten Verf. das Material unter den Händen mächtig anwuchs, dessen ist Beweis, daß der 1. Band, ganz gewiß gegen den ursprünglichen Plan, in der Mitte des 7. Buches mit Rudolfs Sieg auf dem Marchfelde abbricht, und der 2. Band mit der Wertschätzung dieser Schlacht von Seite der Zeitgenossen und deren Urteil über den gefallenen Dtafar anhebt. — Die histor. Darstellung der Alpenländer nimmt im 7. Buche den bei weitem meisten Raum in Anspruch. Daß der Verf. auf die Geschichte des deutschen Reiches stets Rücksicht nimmt, ist selbstverständlich, er deutet sie meistens bloß mit kurzen Schlagworten an und der Leser muß die Kenntniss der

mittelalterlichen, insonderheit der deutschen Geschichte mitbringen, um stets orientirt zu sein. — Von weit geringerem Umfange als der 128 S. umfassende erste Teil ist der zweite (S. 27—49) und der dritte (S. 52—96.) Nachdem der Leser bis zum Jahre 1308 angelangt ist, wird er wieder bis zur Einwanderungssage der Tschechen und bis zum ersten Auftreten der Magyaren zurückgeführt. Allerdings ist schon im Vorhergehenden wiederholt der Přemysliden und Arpaden gedacht, so ist z. B. über Ottakar II. in dem Abschnitte über das österreichische Interregnum so viel mitgeteilt, daß seiner Regierung in dem die Geschichte Böhmens behandelnden Teile ein Raum von wenig über einer Seite Ausdehnung gegönnt werden konnte. Kürzere Zeiträume umfassende Abschnitte hätten solchen fühlbaren Uebelständen abgeholfen. Interessant ist die Darstellung der Anfänge der Magyaren. Der „Rumänenfrage“ gönnt der Verfasser einen breiteren Raum, er stellt den Argumenten für die ununterbrochene Gesesshaftigkeit der Ostromanen Siebenbürgens und Theißungarns die Verweise für ihre größtenteils späteren Einwanderungen gegenüber und anerkennt, daß Sulzers Auffassung, die in Köslers Forschungen eine schärfere Auffassung gewann, reinigend und befruchtend gewirkt und eine Menge eingewurzelter Vorurteile und nationaler Selbsttäuschungen zerstört habe, daß sie jedoch in jüngster Zeit beachtenswerte Gegnerschaften fand, die sich gegen das Einseitige und rücksichtslos Veralgemeinernde wandten und wieder der älteren Anschauung zum Siege verhelfen wollten. Trotzdem scheint Krones an diesen teilweisen Sieg nicht recht zu glauben, denn „für die Bildung eines rumänischen Volkstums allhier (im Norden der Donau) mußten große, zeitlich nicht genau bestimmbar Zuwanderungen der Slaven vom Südufer der Donau maßgebend werden.“

Ueber die folgenden Bücher kann ich mich kürzer fassen. Sie dürften den in der Geschichte minder bewanderten Lesern darum mehr als die vorhergehenden Kapitel zusagen, weil eine tiefere Kenntnis der deutschen Reichsgeschichte weniger vorausgesetzt wird, denn mit jedem Schritte werden die unter der Habsburger Führung befindlichen Alpenländer vom deutschen Reiche unabhängiger, auch greifen die drei Ländergruppen der Alpen, Subeten und Karpathen immer mehr ineinander und nötigen somit auch den Historiker abwechselnd bald die Geschichte der einen, bald der anderen Gruppe in kleineren Zeiträumen zu behandeln. Allerdings beansprucht auch der fernere Verlauf die vollste Aufmerksamkeit des Lesers, indem die Geschichte, vornämlich der Alpenländer, nicht selten so sehr bis in die Einzelheiten ausgeführt wird, daß man zuweilen fast versucht wird, den Wunsch laut werden zu lassen, daß der Verf. manches weniger Wichtige lieber entweder ganz übergangen oder doch beschränkt haben möchte.

Das 8. Buch umfaßt den Zeitraum von 1308—1382, es erzählt die Erhebung der Luxemburger auf den deutschen und böhmischen, der Angiovinen auf den ungarischen Thron, es geht dann über zu dem Streit zwischen Habsburg und Wittelsbach um die deutsche Krone und eröffnet sodann die Schweizerfrage. Kärnten fällt an Oesterreich, Rudolf IV. erwirbt Tirol und Triest unterwirft sich Leopold III. Noch rascher schwingt sich das luxemburgische Haus unter Johann und Karl IV., das angiovinische unter Ludwig I. von Ungarn empor.

Im 9. Buche (1382—1437) lernt der Leser die Schwächung der habsburgischen Herrschaft in Folge der Teilungen des Besitzes und der unseligen Zwistigkeiten zwischen den Familiengliedern kennen, aber auch die luxemburgische Großmacht, obgleich Siegmund auch noch die ungarische Krone seinem Hause erworben hatte, geht in Folge der Unfähigkeit Wenzels, der schnöden Selbstsucht seines Bruders und Veters und der oligarchischen Gelüste des böhmischen Hochadels ihrem Verfall entgegen. Die vom Magister Huß und seinen Anhängern in Fluß gebrachte religiös-nationale Bewegung überflutet in Kürze alle Dämme; das Concil zu Basel muß sich zu den Compactaten verstehen.

Die Zeit von 1437—1493 behandelt das 10. Buch. Das Haus Luxemburg ist erloschen, Ungarn und Böhmen kommen, freilich bloß vorübergehend, unter habsburgische Herrschaft, Albrecht V. und Ladislaus Posthumus regieren jedoch nur eine ganz kurze Zeit und es gelangen hier Georg Podiebrad, dort Mathias Corvinus auf den Thron. Beide sind hervorragende

Herrschernaturen, von denen der Träger der Kaiserkrone, Friedrich III., der stets geldbedürftige und tatenscheue Habsburger gar sehr in Schatten gestellt wird. Trotzdem werden noch bei seinen Lebzeiten die getrennten habsburgischen Länder wieder vereinigt und die burgundische Heirat seines Sohnes eröffnet seinem Hause den Weg zur europäischen Großmachtstellung.

Das 11. Buch (1493—1526) stellt sich zur Aufgabe, den Uebergang zur Geschichte der Neuzeit darzustellen, es umfaßt somit die vorbereitende Epoche der Gesamtstaats-Geschichte Oesterreichs. Die Persönlichkeit, welche im Vordergrunde des Schauplatzes dieser Periode steht, ist Maximilian I., dessen vielfache Verwicklungen mit Mailand und Venedig, mit Frankreich und der Schweiz wir kennen lernen; die habsburgisch-spanische und die Wechselheirat zwischen seinen Enkeln und den Kindern Wladislaws von Böhmen und Ungarn bahnen den Weg, jene zur europäischen Großmacht, diese zu dem österreichischen Gesamtstaate.

In den zwei vorliegenden Bänden ist ein überaus reicher Schatz historischen Materials aufgespeichert, welches Krones, wie es nicht anders von ihm zu erwarten war, auf das sorgfältigste verarbeitet und auf das umsichtigste geordnet hat. Nur ein Mann, der wie der Verf. über ein so reiches Wissen in Bezug auf unsere vaterländische Geschichte gebietet, der sich, wie er, schon vielfältig als gründlicher Geschichtsforscher und Historiograph erprobt hat, welcher, was bei ihm der Fall ist, mit einer tüchtigen Schulung, die Kenntnis der magyarschen und der slavischen Sprache verbindet, vermochte uns Oesterreichern ein so tüchtiges Werk zu bieten, für das wir ihm den aufrichtigsten Dank sagen. Ist es gestattet einen Wunsch zu äußern, so liesse er darauf hinaus, der geehrte Verf. wolle bei einer neuen Auflage, die sicher bald erfolgen wird, sein Werk, welches ja nicht bloß für den Fachmann, sondern für das gebildete Publicum berechnet ist, einer eingehenden Durchsicht in Bezug auf die Darstellung unterziehen, welche nach meinem Erachten nicht immer genügend populär gehalten ist, auch wolle er, wie das hin und wieder der Fall ist, nicht gar so sehr in das Detail eingehen, ein Vorgang, welcher zwar dem Historiker vom Fache nur erwünscht sein kann, der jedoch das Interesse des größeren Publicums ab stumpfen könnte.

Wenn ich mit manchen Folgerungen des Verf. nicht einverstanden bin, so kann dies dem Werte des Buches nicht den geringsten Eintrag machen, denn Krones wird gewiß bereitwillig zugeben, daß man über manche Punkte verschiedener Ansicht sein kann; eben so wenig können etliche Unrichtigkeiten die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes schmälern, und wenn ich einige anführe, so sollen sie als Beweis dafür gelten, welche Aufmerksamkeit Referent den vorliegenden zwei Bänden widmete. Die Bildung der Kastellaneien in Polen ist keineswegs, wie der Verf. II. 449 meint, „besonders zur Zeit der böhmischen Přemislidenherrschaft über Polen unter König Wenzel II.“ zu setzen, sie gehört einem viel früheren Zeitraume an. Der zur Zeit Dtakars II. auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg erhobene Wladislaw war kein „Piaß von Teschen“ (II, 647), sondern er war der Sohn des 1241 in der Mongolenschlacht gefallenen Heinrich II. von Breslau und der Anna, Tochter Dtakar I.; nebenbei bemerkt gab es damals noch kein Fürstentum und keine Herzoge von Teschen, denn das ganze spätere Oberschlesien kommt bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts immer nur als Herzogtum Oppeln vor. Das merkwürdige Schreiben Dtakars II. von 1278 (bei Dolliner: Cod. epist. Ottoc. II. S. 12 und bei Stenzel: Script. rer. Siles. II. 479) ist nicht, wie S. 670 angegeben wird, an den Polenkönig gerichtet, einen solchen gab es damals gar nicht, sondern an die Fürsten Niederschlesiens; bekanntlich wird um jene Zeit und noch später Schlesien auch als Polen bezeichnet. Daß Heinrich II. von Chuenring und sein Sohn Heinrich III. „in die Verbannung nach Troppau an den Hof ihres Verwandten, des Herzogs Niklas zogen“ (II. 2), dürfte der Verf. der Reichschronik, die mir augenblicklich nicht zu Gebote steht, entnommen haben, mir ist von dieser Verbannung nichts bekannt, auf keinen Fall sind sie aber nach Troppau „an den Hof“ des Herzogs Nikolaus gezogen, denn dieser weilte 1278 noch in ungarischer Gefangenschaft.

In der jedem größeren und kleineren Abschnitte vorangehenden Literatur ist der Verf. beinahe

erschöpfend, kaum dürfte ihm das eine oder das andere historische Werk entgangen sein. II. 195 hätte zur Literatur Johannes' von Nepomuk auch der letzte Band der Geschichte Prags von Tomek angeführt werden sollen (die denselben Gegenstand betreffende Abhandlung Reimanns fehlt zwar S. 195, ist jedoch auf S. 228 nachgetragen); man könnte vielmehr behaupten, daß Kroneš in dieser Richtung etwas zu weit gegangen sei, wenn er z. B. II. 425 den im Teschener Gymnasialprogramme erschienenen Aufsatz von Valcar über Georg von Podiebrad anführt, welcher von so wichtigem Werte ist, daß man die darauf verwendete Druckerschwärze als eine schwer zu entschuldigende Verschwendung bezeichnen muß.

Dr. G. Biermann.

Alfred Mitter von Arneth: Geschichte Maria Theresias. 8. Band: Maria Theresias letzte Regierungszeit 1763—1780. 2. Bd. Wien, 1877.

Von der das hochverdienstliche Werk abschließenden vierten Abtheilung der Geschichte Maria Theresias, deren ersten Band wir im 15. Jahrgange dieser Blätter (S. 25) besprachen, ist nun die Fortsetzung erschienen, welche die äußere Politik des österr. Kaiserhofes vom Abschluß des Hubertsburger Friedens bis zum J. 1776 darstellt. Es ist die Zeit, in welche die Versuche Preußens und Oesterreichs, sich gegenseitig zu nähern, fallen, vor Allem aber die Theilung Polens und die Erwerbung der Bukowina, also Ereignisse, über die noch manche Aufklärung ausständig war, die bisher noch so vielfach verschiedene Beurtheilungen fanden, daß man den archivalischen Aufschlüssen Arneths mit Recht erwartungsvoll entgegen sah, um so mehr, da seine Auffassung der österreichischen Politik in jener Periode voraussichtlich von der allgemein beliebten, zumal jener des Herrn Hofraths Beer abweichen mußte. Dieser stimmt bekanntlich in seinen Schriften über die Zusammenkünfte Josephs und Friedrichs in Reize und Neustadt, über die erste Theilung Polens und über van Swieten im Wesentlichen mit Ranke und Max Dunder überein, daß der Plan einer Theilung Polens zuerst in Oesterreich aufgetaucht war. Wir bekennen aber mit großem Vergnügen, daß uns Arneth mit seinen entgegengesetzten Ansichten vollständig überzeugt und daß sie uns fast in allen Punkten der Wahrheit zu entsprechen scheinen. Es kann kein Zweifel mehr sein, wo die Anregung zur Theilung Polens zu suchen ist und welche Stellung zu dieser verhängnisvollen Angelegenheit Friedrich, Katharina, Maria Theresia, Kaunitz und Joseph inne hatten. Die Staatsklugheit gebot den Raub dem König Friedrich, wie der Kaiserin, aber jener leitete das Werk ein und vollführte es gierig und gern, diese nahm gezwungen, widersprechend Antheil daran. Arneth thut das so überzeugend dar, daß wir wünschten, er hätte sich einige Ausfälle gegen den König, wie sie sonst nicht in seiner Art liegen, in diesem Bande versagt.

Der Abschluß des Hubertsburger Friedens brachte in der österr. Politik keine Aenderung hervor. Der Kaiserin wurde, je offener sich Friedrich als Schutzherr der Protestanten in Deutschland geberdete, die französische Allianz als ein Bündnis katholischer Mächte immer werther, und wenn Kaunitz in seinem staatsklugen Sinn nicht verkannte, wie falsch diese katholische Politik für Deutschland war, wo die Kaiserin vielmehr eine universelle Stellung hätte einnehmen sollen, so konnte er doch nur in dem Fortbestand seines französischen Systems die Wahrung der österreichischen Interessen erblicken. Durch die Freundschaft mit Frankreich waren die Niederlande und Italien gesichert, die Türkengefahr schien vermindert, die unwürdige Abhängigkeit von der Willkür Englands, welches stets ein zweifelhafter Bundesgenosse, besonders gegen Friedrich gewesen, war beseitigt, und auch die kaiserliche Autorität in Deutschland gewann dadurch, daß Frankreich hier keine Opposition mehr machte. Daher wurden mit Choiseul, dem gegenüber Kaunitz freilich nie eine gewisse misstrauische Vorsicht außer Acht ließ, die besten Beziehungen gepflogen; daneben war der Kanzler aber dennoch bemüht, mit England, welches seit dem Rücktritte Pitts nicht mehr so fest an Preußen hielt, wieder ein gutes Einvernehmen anzubahnen. Als die britische Regierung durch den Grafen Seilern ein förmliches Bündnis an-

trug, war zwar Kaunitz durchaus nicht versucht, diesem Frankreich aufzuopfern, zumal er einen Ministerwechsel in London richtig voraussah, aber er vermied selbst mit dem wieder preußenfreundlichen Minister von 1765, Sir Thomas Robinson, und sogar mit Pitt, als dieser wieder als Lord Chatham England lenkte, jede gefährliche Spannung. Was Rußland betrifft, verhehlte sich Kaunitz wol nicht, daß es der nützlichste Verbündete gegen Preußen sein könnte, aber er wußte, daß keine Aussicht wäre, diese beiden Staaten zu entzweien, weil die eigennützigen Pläne beider zu sehr mit einander stimmten, und beschränkte sich darauf, nichts zu thun, um Rußland zu reizen. Mit größter Vorsicht benahm man sich also in der Frage der Thronfolge in Polen, als August III. starb. Die Kaiserin hätte, schon ihrer persönlichen Sympathien für Sachsen wegen, die Nachfolge am liebsten dem neuen Kurfürsten Friedrich Christian zugewendet, doch es war leicht zu sehen, wie weder Rußland noch Preußen dem zustimmen mochten, und sie wollte daher ihre diesbezüglichen Versuche fallen lassen, wenn nur in Polen die Wahlfreiheit ungestört blieb und wenn die ihr wohlbekannten Pläne der Nachbarn auf Polen nicht zur Ausführung kamen. Der baldige Tod des Kurfürsten kreuzte ohnedies die sächsischen Hoffnungen, und die Bemühung der Kurfürstin Maria Antonia, durch Wahl des polnischen Kronfeldherrn Grafen Branicki oder ihres Schwagers Kaver schließlich doch die Krone Polens für ihren unmündigen Sohn Friedrich August zu retten, verloren allen Halt, als auch die Pforte erklärte, nur einen Pasien daselbst dulden zu wollen. Für Kaunitz, dem es vor Allem galt, den Vergrößerungsgelüsten Friedrichs und Katharinas zu wehren, also den Frieden zu erhalten, war die Wahl des russischen Schützlings Poniatowsky keine Niederlage, wie Beer annimmt, obwol sie natürlich nicht erwünscht war. Nicht „schleichend,“ sondern mit großer Consequenz benahm sich der Kanzler in dieser Angelegenheit, die er für die verwickelteste seines Lebens erklärte; nicht mit der Erbitterung eines Geschlagenen, sondern mit der klugen Mäßigung eines Politikers, der sich bewußt ist, dem unabwendbaren Uebel die besten Seiten abgewinnen zu müssen, zögerte er den neuen König anzuerkennen, bis dieser sich ernstlich um die Freundschaft Oesterreichs bewarb, ihren Wert in gesteigertem Maße fühlte und in der Befürchtung, sie für immer zu verschzeren, die gewünschten Zugeständnisse machte. Gegen Preußen verhielt sich Oesterreich seit dem Hubertsburger Frieden, obwol Abneigung und Mißtrauen nicht verschwunden waren, in zurückhaltender Freundlichkeit, um den Frieden nicht zu gefährden. Auch Friedrich bestrebte sich wenigstens äußerlich guter Beziehungen. Irgend welche Opfer wollte er sich freilich dabei nicht auflegen, wie es sich zeigte, als man die während des Krieges beiderseitig zum Dienst gezwungenen Unterthanen auszutauschen begann. In Oesterreich meldeten sich nicht so viele Preußen, als man in Wien versprechen zu können gemeint hatte, zur Rückkehr, und Friedrich war sehr erbittert, als die versprochene Anzahl nicht zurückgeschickt wurde. Doch fügte er sich schließlich, weil er eben die politischen Vortheile erkannte, die sich aus einem minder gespannten Verhältnis zu Oesterreich für ihn ergeben mußten. Anfang 1766 sprach General Hordt dem kaiserl. Gesandten Nugent sogar von einer förmlichen Allianz zwischen Preußen und Oesterreich, Kaunitz aber nahm es mit großem Mißtrauen auf und erklärte es geradezu für einen Fallstrick, Oesterreich in Frankreich und England gehässig zu machen. Friedrich blieb in dessen bei seinem Streben, sich Oesterreich zu nähern, und ließ seinen Wunsch erkennen, bei Gelegenheit von Josephs Reise nach Böhmen und Sachsen mit ihm zusammenzutreffen. Doch die Zusammenkunft scheiterte zunächst, der Kaiser benahm sich nicht sehr zuvorkommend, und Friedrich, der schon auf dem Wege war, kehrte, ohne ihn gesehen zu haben, nach Potsdam zurück, was die Kaiserin mit großer Befriedigung hörte, da sie den persönlichen Einfluß des Königs auf ihren Sohn fürchtete. Den Kaiser bewog zu dieser Zurückhaltung, trotzdem er auf die persönliche Bekanntschaft mit Friedrich sehr begierig war, die Erwägung, daß der König die Zusammenkunft nur als Demonstration gegen Rußland benützen möchte, welches in der Annahme der gespanntesten Beziehungen Friedrichs zu Oesterreich den ersteren fast beleidigend her-

risch behandelte. Indessen bald war es der Wiener Hof wieder, der die Begegnung zwischen den beiden Monarchen wünschte. Die Vorgänge in Polen gaben dazu den Anlaß. Rußland fuhr fort, die inneren Angelegenheiten des Landes rücksichtslos nach den eigenen Interessen zu lenken und Oesterreich konnte unmöglich ganz theilnahmslos zusehen. Es mußte notwendig den Fragen der Grenzregulierung zwischen Rußland und Polen, der Aufrechterhaltung des liberum veto und der Dissidentenrechte aufmerksam folgen. König Stanislaus, der gar nicht gewillt war, wie Katharina erwartet hatte, russischer Vasall zu werden, gab selbst die Handhabe zum Eingreifen des österr. Kanzlers, indem er durch seinen Bruder, den Fürsten Poniatovskij um Rat für sein Benehmen bitten ließ. Indessen war jede offene Einnischung in Polen schon darum gefährlich, weil dadurch auch Friedrich, der ohnedies darauf lauerte, Gelegenheit zum Zugreifen geboten worden wäre. Aussicht auf Erfolg gegenüber Rußland schien nur zu sein, wenn es gelang, den preuß. König zu überzeugen, daß es sein Interesse sei, dem weitem Vorschreiten der Russen in Polen ein Ziel zu setzen. Er gedachte Friedrich durch die Ordnung der Thronfolge in Preußen, welche damals bei der Kinderlosigkeit des Königs und seines Bruders Heinrich dem preussischen Hofe erwünscht sein mußte, und durch die Aussicht, ihn aus dem drückenden Abhängigkeitsverhältnisse von Rußland zu befreien, dafür zu gewinnen, daß Oesterreich und Preußen ähnliche Vorträge mit Polen schließen, wie der Garantievertrag mit Rußland es war, um so Katharina zur Mäßigung zu zwingen. Der drohende Krieg zwischen Rußland und der Pforte drängte noch mehr zur Herbeiführung eines besseren Verständnisses mit Friedrich und dieses sollte durch eine Begegnung des Kaisers mit ihm zu Stande gebracht werden. Sie fand bekanntlich am 25. August 1769 zu Reisse statt, und hatte wenigstens den Erfolg, daß der König in Petersburg seine und Oesterreichs Vermittlung zur Beendigung des Krieges anbieten sollte, den die Pforte unterdessen unglücklich begonnen hatte. Die Vermittlung wurde aber von Katharina abgewiesen, Friedrich vermied alle weiteren Schritte, und nun ließ sich die Kaiserin, welche zwar vor dem Krieg zurückschreckte, deren Grundsätze und Anschauungen aber nicht mehr ausschließlich für die österreichische Politik maßgebend waren, durch den Kaiser zu energischeren Maßregeln bewegen. Man ließ Ende 1770 erklären, daß man den Uebergang der Russischen Truppen über die Donau nicht dulden und 60000 Mann in Ungarn zusammenziehen werde, Thugut aber erhielt den Auftrag, der Pforte eine Defensivallianz nahe zu legen, die in der That am 7. Juli 1771 nach langwierigen Verhandlungen, welche Thuguts Talent und Geschick darlegten, ganz nach dem Wunsche Oesterreichs zu Stande kam. Für Friedrich war aber nun die Zeit, im Trüben zu fischen. Am 19. Feber 1771 ließ er im Geheimen das Erträgnis von Ermeland berechnen und schon in den nächsten Tagen arbeitete der Gesandte Solms in Petersburg für die Theilung Polens. Das listige Spiel des Königs liegt klar zu Tage. Den Vorwand zum Zugreifen der Preußen und Russen sollte — Oesterreich hergeben. Stanislaus hatte früher selbst die Kaiserin gebeten, Truppen in die Pips, die an Polen verpfändet war, einrücken zu lassen, um dem Treiben der Conföderirten dort Einhalt zu thun. 1769 gieng die österr. Occupation vor sich und man dachte an eine Wiedereinföhrung dieses Gebietes so wie der strittigen Grenztheile im Wege gütlicher Verständigung mit Polen. Friedrich selbst hatte Oesterreich dazu aufgemuntert, nun wurde dieses Vorgehen in Petersburg aber so erklärt, als hätte sich Oesterreich diese Länder bereits angeeignet und der König suchte Rußland zu ähnlichen Maßregeln zu verleiten, um dann Preussisch-Polen an sich zu ziehen. Den österr. Hof wollte er bewegen, die provisorische Occupation zu einer definitiven zu machen, erreichte aber nur, daß van Swieten dem Grafen Fintenstein in Berlin erklärte, die Kaiserin wolle, um Polen intact zu erhalten, lieber ihre Ansprüche auf die enclavierten Gebiete ganz aufgeben. Auch in Rußland konnte er nicht so schnell ins Reine kommen, Panin machte dem Pobjowitz Eröffnungen über die Pläne Friedrichs und darüber, daß die Czarin mit ihm unzufrieden sei und lieber Oesterreichs Freundschaft erwerben wolle. Freilich war das letztere nur gesagt, damit Oesterreich der Türkei keine thätige Hilfe leistete und derselben ein recht harter

Friede dictiert werden könne. Das zeigte sich sofort, als die Wiener Regierung sich dadurch nicht die Einwilligung erlitten ließ, daß die Donaufürstenthümer vom osmanischen Reich getrennt werden. Friedrich, der Rußlands Erweiterungspläne gegen Polen wenden wollte, schlug nun vor, daß Oesterreich die Donaufürstenthümer an sich bringe, Kaunitz aber sah die Tragweite eines solchen Schrittes gegen die Pforte ein, indem er Rußlands Vergrößerungsabsichten nach allen Seiten Thor und Kiegel geöffnet hätte und darum wies er das Anerbieten ab nicht um, wie Beer hämisch bemerkt, den „Tugendhaften zu spielen.“ Indessen hatte aber Katharina mit Rücksicht auf den angedrohten Widerstand Oesterreichs von den Fürstenthümern an der Donau abzusehen sich entschlossen und gieng auf Friedrichs polnische Pläne ein; zudem wurden die Operationen der Türken immer unglücklicher, so daß an eine Verdrängung der Russen vom schwarzen Meere nicht mehr zu denken war und so mußte der österreichische Hof sich an den Gedanken gewöhnen, an der Theilung Polens, die nicht ohne einen verderblichen, in seinem Ausgang unabsehbaren Krieg zu hindern war, theilzunehmen, um Rußland und Preußen nicht zu übermächtigen Nachbarn werden zu lassen. Friedrich hatte seine Absichten erreicht und der Theilungsvertrag wurde, jedoch, wie Arneth nachweist, unter stetem Widerstreben Oesterreichs, vor Allem der Kaiserin und unter steter Bereitwilligkeit des Wiener Hofes, Polen intact zu erhalten, wenn die beiden nördlichen Mächte sich nicht vergrößern wollten, vollzogen. Es ist eine glänzende Partie des Buches, in welcher Arneth das gekünstelte Gebäude jener Beweisführung niederreißt, durch welche die bisher auf Friedrich lastende Anklage, der Urheber der Theilung Polens zu sein, auf Oesterreich überwältzt werden sollte. Mit dem am 2. August 1772 unterzeichneten Theilungsvertrag war am ehesten Joseph versöhnt, der auch 1769 die Besetzung der Zips gegen den Willen seiner Mutter und des Kaunitz durchgesetzt hatte, der Kanzler hatte wenigstens das Bewußtsein, die österreichischen Interessen bestens gewahrt zu haben; wie die Kaiserin aber davon dachte, beweisen die lakonischen Worte, die sie auf den Bericht des Fürsten setzte, als er ihr die Ratificationsurkunden zur Unterzeichnung vorlegte: „Gabe unterschrieben.“ Noch deutlicher der Umstand, daß sie in dem Entwurf des Manifestes, welches ihren Völkern von dem Beschlusse der Mächte Nachricht gab, ihre rechtmäßigen Ansprüche auf verschiedene polnische Provinzen geltend zu machen, das Wort „rechtmäßig“ ausstrich. Die Zustimmung des polnischen Reichstags wurde zum Theil durch Anwendung von Bestechungsgeldern, gegen die sich freilich wieder die Kaiserin sträubte, ohne viel Schwierigkeit erlangt; auch Frankreich, wo nicht mehr der kühne Choiseul, sondern der kleinliche, kraftlose Herzog Aiguillon die Geschäfte führte, und England, dessen auswärtiger Minister Rochford von dem Ereignis ganz überrascht schien, machten keine Einwendungen. Am peinlichsten war es der österr. Regierung der Pforte gegenüber sich nun der Convention zu entledigen, da man ihr nicht mehr gerecht werden konnte. Joseph, der von den Annexionsgelüsten Friedrichs ergriffen war, zeigte sich geneigt, mit ihr vollständig zu brechen und an Erwerbungen zu denken, aber wiederum war es Maria Theresia, der ein solches Vorgehen ein Gräuel war. Thugut hatte die Aufgabe, die Convention in glimpflicher Weise zu kündigen, der Pforte bringend den endlichen Frieden zu empfehlen, und man muß gestehen, daß die Antwort, welche die Pfortenminister am 7. Juni 1772 im Auftrag des Sultans dem kaiserlichen Gesandten ertheilten, eine sehr würdige und für Oesterreich einigermaßen beschämende war. Der Sultan habe den Bericht mit um so schmerzlicherer Betrübnis entgegengenommen, als Oesterreichs Beistand bisher die Grundlage all seiner Hoffnungen gewesen sei. Dennoch komme es ihm nicht in den Sinn dem Kaiserhose Unmögliches zuzumuten; er ziehe es vor, freiwillig auf alle Vortheile zu verzichten, die für ihn aus der Convention hervorgehen könnten. Die Pforte war dann nach manchen Versuchen, bessere Friedensbedingungen zu erhalten, gezwungen, sich zu Kaunitz willenslos den russischen Forderungen zu fügen. Um Oesterreich aber stimmte sie sich beim Abschluß des Friedens weiter gar nicht. Kaunitz war dadurch verlegt und sagte unmutig

zu dem Vertreter Englands, die Türken hätten ihr Schicksal verdient. „Warum verlangten sie nicht die Vermittlung Oesterreichs, Englands, Hollands? Dies Volk ist zum Untergang bestimmt; ein kleines, aber gutes Heer dürfte die Türken zu jeder Zeit aus Europa her austreiben.“

Der Mismut gegen die Pforte und die Geringschätzung ihrer Kraft bewirkten, daß Josephs Absichten auf Gebietserwerbungen auf Kosten der Türkei die Oberhand gewannen. Der Kaiser lenkte in die Bahnen Friedrichs ein und faßte zwei Objecte ins Auge, Alt-Orsowa und den an Siebenbürgen und Pokutien angrenzenden Theil der Moldau, die heutige Bukowina. Die Rechtsmäßigkeit der Ansprüche auf diese Gebiete waren noch zweifelhafter, als jene des preussischen Königs auf Schlesien, der Unterschied zwischen beiden Annectierungen war nur der, daß sich Oesterreich die Abtretung der Bukowina durch Unterhandlungen, Friedrich jene Schlesiens durch bewaffneten Einfall erzwang.

Oesterreichische Truppen besetzten die Bukowina und die Pforte konnte sich nicht wehren. Ghika der durch den Einfluß Russlands eingesetzte Hospodar der Moldau, protestierte, war aber dabei so unpolitisch, daß er drohte, wenn der Sultan die Moldauer nicht zu schützen vermöchte, sich an eine andere Macht wenden zu müssen. Dadurch brachte er die Pforte, die das geradezu Hochverrat nannte, so auf, daß sie über ihrer Erbitterung gegen Ghika die Sache selbst, den Verlust der Bukowina aus den Augen verlor. Als nun Rußland zudem erklärte, daß es den Absichten Oesterreichs nichts in den Weg stellen werde, so fügte sich Ghika und ließ durch seinen Schwiegervater, den moldauischen Agenten in Constantinopel Jakobaki Riso dem österr. Hofe erklären, er werde weiterhin nur noch einige Scheineinwendungen erheben, und ließ merken, daß er auf eine Schadloshaltung in Geld hoffe. So kam denn durch den Scharffinn und die Gewandtheit Thuguts, der nach den Instructionen des Kaunitz bei der Pforte eine energische Sprache führte, trotz den Gegenbemühungen des preussischen Gesandten Zegelin am 7. Mai 1775 die Convention zu Stande und die neue Grenzlinie wurde bis zu dem Districte Chotim gezogen, während die angeblichen Ansprüche auf Alt-Orsowa von Oesterreich fallen gelassen wurden. Joseph bezeugte dem Kanzler für diese Erreichung seiner Ziele seine besondere Dankbarkeit, Maria Theresia, die nichts mehr hindern konnte, verhielt sich passiv, schrieb jedoch noch vor Abschluß der Abtretung an Merch: „Kaunitz vertheidigt darin nicht seine eigene Sache, sondern als treuer Minister diejenige seines Herrn. Ich gestehe, ich weiß nicht, wie wir uns noch hieraus ziehen werden, schwerlich ehrenvoll, und das schmerzt mich ganz unaussprechlich.“ Die edle Kaiserin blieb während der ganzen Zeit der heiklen Erwerbungen in That und Wort ihrer hohen Gesinnung treu, die ihr die Bewunderung aller Zukunft sichert und keine hämische Schmeichelei verkümmern kann.

Bei der Anzeige des achten Bandes eines Werkes, das seit Jahren in allen Kreisen der Historiker und Freunde der Geschichte bekannt und geschätzt ist, dessen Art und Verdienste wir schon früher charakterisiert haben, wird diese Anführung der wichtigsten Resultate des Buches genügen. Die Darstellung der oft sehr schwierigen Verhandlungen und Parteiverhältnisse hat gegen die früheren Bände entschieden wieder an Klarheit und künstlerischer Form gewonnen und meisterhaft versteht der Verfasser seine warme Parteinahme für unsere große Kaiserin mit der Wahrheit und objectiven Forscherpflicht zu verbinden. Das wirklich Große verträgt eben die hingebendste Bewunderung. Der nächste Band wird die Reformen in der inneren Verwaltung Oesterreichs unter Maria Theresia zum Gegenstand haben.

Zglau, den 24. Juni 1877.

Dr. Langhans.

P. Leopoldus Janauschek: *Originum Cisterciensium Tomus I. Vindobonae, 1877.*

Robert Abt der Benedictiner von Molesme, Sohn normannischer Ältern, hatte sich schon länger vergeblich abgemüht, die Sitten der Mönche dieses Klosters und noch zweier anderer Klöster zu verbessern. Das einfache, strenge Leben, wodurch die Mitglieder der Congregation von Cîteaux sich einst so hervorgethan und eben dadurch zu ungeheurem Ansehen und großer Macht gelangt waren, war schon lange in ihren Klöstern nicht mehr zu finden. Mühsam zog sich Robert mit einigen Gefinnungsgenossen in die Einöde von Cîteaux zurück, wo sie am Tage ihres Ordensstifters, des h. Benedict, d. i. am 21. März und zwar im J. 1098, ein Kloster zu bauen begannen, welches sie Neu-Münster nannten. Wie jener Märztag als der Geburtstag, so ist dieser Ort als die Geburtsstätte des Cistercienser-Ordens anzusehen, welcher den Orden, aus welchem er hervorgegangen, an geschichtlicher Bedeutung wol nicht übertreibt, sich aber mit vollem Recht an dessen Seite stellen darf.

Der neue Orden war zunächst ein Versuch, die Vorschriften der alten strengen Benedictiner-Regel wieder zur Geltung zu bringen. Aber mit diesem Versuch verknüpfte sich eine neue klösterliche Organisation, welche, nachdem Robert schon im J. 1099 wieder nach Molesme zurückgekehrt war, durch seine beiden Nachfolger Alberich und Stephan Harding in's Leben gerufen wurde. Dieser letztere, seiner Nationalität nach ein Engländer, war der eigentliche Urheber des Seceßes von Molesme, sowie er auch der Hauptschöpfer der erwähnten Organisation gewesen ist. Alle feineren Lebensgenüsse sollten aus Cîteaux verbannt sein, dagegen die weitgehendste Gastfreundschaft gegen Arme und Reiche geübt werden. Laienbrüder oder Conversen sollten zur Beforgung der Landwirtschaft berufen werden, nur diese und keine Mönche die Hofwirtschaft leiten. Sonst sollten diese „härtigen“ Brüder im Leben wie im Tode, den Monachate ausgenommen, den Mönchen gleich gestellt sein. In der Kleidung sollte an den alten Orden nur das schwarze Scapulier erinnern, während die Tunica fürderhin von bescheidenem Grau sein sollte. Dann ward der Orden unter den besonderen Schutz der Mutter Gottes gestellt, was nebenbei bemerkt zur Folge hatte, daß die Cistercienser zur Beförderung des Marien-Cultus außerordentlich viel beigetragen haben. Für neue Klöster ward in Aussicht genommen, daß sie gleich Cîteaux nur an abgelegenen Orten errichtet und außer dem Abte zuerst nur mit 12 Mönchen bevölkert werden sollten. Zu diesen Bestimmungen aus Alberichs Zeit kam unter Stephan das Verbot jeder fürstlichen Hofhaltung in Cîteaux, dessen Grund nach dem schon Gesagten auf der Hand liegt, dann aber außer anderem, was auf größte Einfachheit abzielte, jene eigentümliche Institution, wornach jedes neue Kloster der Cistercienser unter der Oberaufsicht jenes Abtes stehen sollte, aus dessen Kloster dasselbe hervorgegangen war. Sogar der Erzabt von Cîteaux sollte abwechselnd von den vier Proto-Äbten von la Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond visitirt werden, die oberste Jurisdiction aber das aus allen Äbten zusammengesetzte General-Capitel handhaben, welches alljährlich am Vorabend von Kreuzerhöhung (dieses Fest wird am 14. Sept. gefeiert) in Cîteaux zusammentreten und 3, höchstens 5 Tage tagen sollte.

Hierin unterschied sich nun eben der neue Orden hauptsächlich von den Benedictinern, deren Klöster in keiner organischen Verbindung mit einander standen und deren Äbte, wosfern sie sich auch von der bischöflichen Gewalt zu ermitteln verstanden hatten, den weitgehendsten Despotismus üben konnten. Es kann aber hier nicht näher auf die Organisation der Cistercienser eingegangen und nur von derselben noch bemerkt werden, daß die höchste Jurisdiction später einem Colleg von 25 Definitoren übertragen worden ist, eine Einrichtung, welche eigentlich auch schon gegen das Grundgesetz des Ordens, daß nämlich nur das General-Capitel die höchste Autorität besitzen solle, verstieß. — Der neue Orden wollte übrigens in den ersten Jahren seines Bestehens wenig gedeihen und hätte, weil seine Strenge jedermann zurückscheuchte, über kurz oder lang wegen Mangel an neuen Zünlern wieder zu Grunde gehen müssen. Da entschloß sich aber im J. 1112 ein 21-jähriger Jüngling von hochedler Herkunft, mit noch 30 anderen Genossen in den Verband

des Ordens von Cîteaux einzutreten. Dieser Jüngling ist darnach zu weltgeschichtlichem Rufe gelangt, es war der h. Bernhart, nach welchem die Cistercienser wol auch Bernardiner genannt worden sind.

Eine Lebensgeschichte dieses Mannes, welche auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben könnte, ist merkwürdiger Weise noch so wenig geschrieben wie eine Geschichte seines Ordens. Dieser Orden begann aber seit Bernharts Eintritt sich in wahrhaft wunderbarer Weise auszubreiten. Im J. 1113 wurden die Klöster la Ferté und Pontigny, 1115 die Klöster Clairvaux und Morimond gestiftet. Diese vier Klöster und Cîteaux bildeten den Stamm des Cistercienser-Ordens, den Stamm eines Baumes, dessen Aeste und Zweige bis nach Sicilien im Süden und Norwegen im Norden, bis Portugal im Westen und Syrien im Osten reichten. Und man muß selbst auf die Gefahr hin, ein Freund des Mönchswesens gescholten zu werden, gestehen, daß dieser Baum reiche Früchte getragen hat. Ich sehe ganz ab von der rein geistlichen und humanitären Wirksamkeit des Ordens, weil diese Dinge hier doch eigentlich selbstverständlich sind, und lege auch kein zu großes Gewicht auf seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft, obgleich da ganz respectable Leistungen vorliegen, betone aber dafür um so mehr, daß die Cistercienser auf volkswirtschaftlichem Gebiete Außerordentliches geleistet haben, es daher eine Ungerechtigkeit wäre, wenn man ihnen in dieser Beziehung die höchste Anerkennung versagen oder an solchem ausgesprochenem Verdienst kleinlich mädeln würde. Die Special-Forschung, welche dieses allgemeine Urtheil hervorgerufen hat, wird auch in Zukunft immer neue Beweise für dasselbe herbeischaffen. Es kann freilich auf dessen Begründung hier nicht näher eingegangen werden, so wenig als auf die Geschichte des Ordens überhaupt, für welche der Verfasser des Werkes, welches hier angezeigt wird, die Grundlage schaffen will, und mit dem 1. Bande, welcher außer der Einleitung zu dem ganzen Werke sich nur mit den Männerklöstern beschäftigt, zum Theile schon geliefert hat.

Wer aus wissenschaftlichem Interesse überhaupt oder sonst einer Veranlassung diesem Bande eine nähere Betrachtung widmen wird, wird zunächst dem Verfasser lebhaften Dank dafür wissen, daß er tausende und tausende von Thatfachen nicht allein gesammelt, sondern auch kritisch gesichtet und dort, wo wir seiner Anschauung zu folgen etwa nicht geneigt wären, uns gleich auch die Behelfe geboten hat, um selber untersuchen und prüfen zu können. Er wird aber dann eben so lebhaft wünschen, daß der Verf. nicht nur den 2. Bd. der „Origines,“ welcher uns mit den Frauenklöstern bekannt machen wird, recht bald nachfolgen lassen möge, sondern auch daß dessen überall ersichtlicher glühender Forschungseifer und bewundernswerte Ausdauer auf Wegen, welche nur unter Ueberwindung von unendlichen Schwierigkeiten zu durchmessen waren, auch noch in anderen Richtungen der Cistercienser-Geschichte, welche zugleich ein guter Theil Cultur-Geschichte ist, zu gute kommen mögen. Wer aber wie Schreiber dieses die persönlichen Verhältnisse des Verf. kennt, muß nach Betrachtung der vorliegenden wissenschaftlichen Leistung geradezu mit bewundernder Theilnahme auf einen Mann blicken, der bis zum Schluß dieses Schuljahres ununterbrochen als Lehrer thätig und mit einem schmerzvollen körperlichen Gebreche behaftet gleichwol noch so große Kraft und noch größeren Mut besitzt, dem Orden, welchem er selber angehört, ein Denkmal zu setzen, dauernder als Erz, und der historischen Wissenschaft ein Werk zu liefern, welches für die Geschichte seines Ordens als wirklich grundlegend bezeichnet und sonst den besten historischen Quellenwerken und Hilfsmitteln beigezählt werden muß.

Dieser Anerkennung, welche von jedem gerecht und billig Denkenden rückhaltlos gezollt werden muß, entspricht die weit reichende Bedeutung des Werkes. Man vergegenwärtige sich nur, daß der Cistercienser-Orden in seinem goldenen Zeitalter, welches der Verf. zwischen 1134—1342 setzt, überallhin gedungen ist, wo die lateinische Kirche gebot. Dieser hat er freilich auch vielfach als Werkzeug für ihre weltumspannenden Pläne gedient und hat dafür ungewöhnliche Gnaden und Vortheile empfangen. Indes bleibt zu bedenken, daß der Orden ja ein geistlicher gewesen, demnach auf dem rein geistlichen Gebiete nur im Sinne der Kirche

handeln konnte, ohne deren nahezu allmächtigen Schutz er nimmer in dem außerordentlichen Grade hätte gedeihen können, wie es wirklich der Fall gewesen ist. Dr. Janauschek verzeichnet von der Gründung des Ordens bis zum J. 1670 die Stiftungen von 742 Männerklöstern, wovon 707 bis zum J. 1342 gegründet worden sind! Demnach sind in dieser Zeit jährlich nahezu drei Klöster errichtet worden, in dem einzigen Jahre 1147 aber, also in der Zeit des 2. Kreuzzuges, wo das Ansehen des h. Bernhart den höchsten Grad erreichte, allein 51! Und von diesen 51 verzeichnen 31 ihren Gründungstag zum 17. September, eine wunderhaft klingende Thatsache, welche das damal versammelte General-Capitel mit gerechtem Stolze erfüllt haben muß. —

Es ist übrigens schwer, in einer Anzeige, welche möglichst kurz gehalten sein soll, den Inhalt des Janauschek'schen Werkes zu skizziren und nach allen Seiten hin dessen Bedeutung festzustellen. Der Verf. beginnt sein Werk, welches er dem Andenken des hervorragendsten Ordens-Mitgliedes, des h. Bernhart, gewidmet hat, mit einer Einleitung, welche in 3 §§ eine Skizze der Ordens-Geschichte, den Plan und die Quellen seines Werkes, endlich ein Verzeichnis derjenigen Orte enthält, welche den Männerklöstern des Ordens fernerhin nicht noch beigezählt werden dürfen. Es kann nur auf das ein' und andere in diesen inhaltreichen §§ hingewiesen werden; z. B. auf das, was der Verf. im ersten derselben über den Verfall des Ordens sagt. Die wirklichen Gründe des Verfalls erblickt er zunächst in der großen Anzahl und Zerstreuung der Klöster, welche die unumgänglich notwendige Ueberwachung von Seiten des General-Capitels sowie den ebenso notwendigen Besuch desselben geradezu unmöglich machten. Das höchst einfache, sparsame und wirtschaftliche Leben der Cistercienser ließ große Reichtümer ansammeln, welche schließlich zu Luxus und Hochmut führten. Die Vater-Äbte prätendirten dann ungemessene Macht über die Töchterklöster, wichen aber selber schon jeder Rechenschaft vor dem General-Capitel aus. Einer der schlimmsten Gründe war das Ueberhandnehmen der Bettelmönche, welche den Orden der notwendigen Arbeiter beraubten, überhaupt vom Eintritte in denselben abhielten oder nur Leute übrig ließen, welche mit allen sittlichen Gebrechen der Zeit behaftet nichts mehr von der alten Strenge des Ordens wissen wollten und zur Lockerung der Disciplin wesentlich beitrugen. Von übler Wirkung war weiters der Commenden-Unfug, welcher vornehmlich in den romanischen Ländern blühte und wodurch Nicht-Cistercienser, Weltgeistliche, Ritter, ja wol auch siebenjährige Knaben zu Cistercienser-Äbten avancirten! Weiters waren für den Orden von sehr schädlichen Folgen die Congregationen, welche seit dem 16. Jahrhunderte immer mehr in Aufnahme kamen und die Verbindung mit dem General-Capitel unterbrachen, u. s. w. u. s. w. Wol der mühevollste Theil des wahrlich durchaus mühevollen Werkes ist der 2. §. Es handelte sich da namentlich um Feststellung des Wertes jener Quellen der Cistercienser-Geschichte, welche als Kataloge, Abtei-Reihen, Chronologien, Genealogien u. s. w. bekannt sind. Gewis kann kein Zweifel bestehen, daß der Verfasser bei Untersuchung und Prüfung dieser Quellen, welche zu einem guten Theil noch handschriftlich sind, mit größter Gewissenhaftigkeit und minutiöser Sorgfalt vorgegangen ist, aber die fortschreitende Wissenschaft wird erst bestätigen können, ob die von ihm gewonnenen Resultate auch haltbar sind. Jedenfalls wird ihm das bedeutende Verdienst bleiben, daß er der Erste gewesen, welcher hier Ordnung zu machen versucht hat. Im 3. § werden endlich alle die Klöster aus der Cistercienser-Geschichte ausgemerzt, welche nie dem Orden angehört haben, weiters eine Zusammenstellung derjenigen geboten, welche zweifelhaft sind, dann eine Zusammenstellung solcher, welche man bisher für Männerklöster gehalten, die jedoch in der Wirklichkeit Frauenklöster gewesen sind, endlich noch zwei andere Verzeichnisse, von welchen das eine sich mit den Klöstern beschäftigt, welche für den Orden errichtet oder demselben zur Reform übertragen, aber nicht für denselben behauptet worden sind, während das andere die Cistercienser-Klöster aufzählt, welche nicht im alten Sinne Abteien genannt werden können.

Zeigt sich da überall, wie der Verf. fleißig, umsichtig, sorgfältig und sauber zu arbeiten

versteht, so treten diese Eigenschaften noch mehr in dem Haupttheile der Arbeit entgegen, welcher sich als Resultat theils eigener Forschung, theils der Durchforschung und Verwertung einer ungeheuren Literatur darstellt. Die Männerklöster des Ordens werden darin chronologisch vorgeführt, Jahr und Tag der Gründung jedes einzelnen waren maßgebend für seine Einreihung. Es muß hier genügen, wenn gesagt wird, daß die Feststellung der Gründungs-Epochen mit zu den schwierigsten Theilen der Arbeit des Verf. gehörte. Weil die Namen der Klöster vielfach große Irrtümer verschuldet haben, so ist es wichtig, die Namenformen jedes einzelnen Klosters zu kennen. So gibt also der Verfasser zuerst den officiellen lateinischen Namen des Klosters, dem er den landesüblichen zur Seite stellt, worauf in mitunter unglaublich langer Reihe die Abänderungen des Kloster Namens, wie er in den Quellen überliefert ist, folgen. Daran reihen sich die Angaben über die Lage des Klosters in topo- und chorographischer sowie in hierarchischer Beziehung, die Nachrichten über den oder die Stifter, über Veranlassung und wichtige Umstände bei der Gründung und über den Geburtstag des Klosters. Weiters folgen Angaben rücksichtlich der Filiation, Nachrichten über den ersten Abt und überhaupt das Wichtigste, was bei Gründung eines Cistercienser-Klosters in Betracht kommt. Daran reiht sich endlich die ganze Literatur über das betreffende Kloster.

In dieser durchaus sehr systematischen Weise geht der Verf. bei sämtlichen 742 Männerklöstern des Ordens vor. Nebenbei sei bemerkt, daß die Verfassung eines Werkes, dessen Gegenstand so ausgedehnte Länder umspannt, auch bedeutende Sprachkenntnisse zur notwendigen Voraussetzung hat. Dem Haupttheile der Arbeit folgt eine Reihe von „Anhängen,“ deren erster ein Muster der alten Cistercienser-Genealogien bietet, während der zweite uns mit der von dem Verfasser hergestellten Chronologie bekannt macht. Darnach sind unsere böhmischen Cistercienser-Klöster gegründet worden: Sedlecium (Sedletz) 1143, Plassium (Plass) 25. März 1145, Nepomukum (Neponuk) 3. Juni 1145, Sacer-Campus (Svaté Pole) 1157, Gradicum (Münchengrätz) 8. September 1177, Ossecum (Ofsegg) 1194, Altovadum (Hohenfurt) 1. Juni 1259, Sancta Corona (Goldenkron) 6. April 1263, Aula-Regia (Königsaal) 20. April 1292 und endlich Scalicum (Skaltz) 13. October 1357. Sämtliche böhmische Cistercienserklöster aber sind der Linie Morimond, dem jüngstältesten Kloster des Ordens, beizuzählen.

Der 3. Anhang gewährt eine Uebersicht der Klöster nach ihrer Abstammung: Clairvaux und Morimond haben die meisten Töchterklöster aufzuweisen. Der 4. Anhang besteht aus einem ausgezeichneten Index, welcher die Benützung des Werkes zur bequemsten von der Welt macht. Außer drei anderen nicht besonders bemerkenswerten Anhängen folgt endlich als 8. und letzter Anhang ein riesiger Stammbaum des Cistercienser-Ordens, natürlich nur der Männerklöster.

Der Verf. hat mit diesem Werke, dem der zweite Band recht bald nachfolgen möge, allein schon dem Orden und sich selber ein Denkmal von bleibendem Werte gesetzt. Er könnte nun ruhig die Hände in den Schooß legen, um so eher, als sein körperlicher Zustand alle Schonung erheischt, und die Fortsetzung seiner Forschungen getrost Anderen überlassen. Allein weil der Verfasser, welcher nun einmal sein Leben einer Idee geweiht hat, dem Gedanken, die ehrenvolle Stellung seines Ordens in der Geschichte nach allen Seiten hin sicher zu stellen, eben deshalb nicht ruhen, sondern diesem Gedanken auch weiterhin dienen wird, so kann Ref. nur lebhaft wünschen und stimmen gewis alle Geschichtsreunde mit ihm in diesem Wunsche überein, es mögen sich die Gesundheitsverhältnisse des Verf. so gestalten, daß er noch recht vieles zur Lösung der Aufgabe beitragen könne, welcher er sein Leben geweiht, und so der historischen Wissenschaft in einer ihrer wichtigsten Richtungen, nach der Seite der Kultur oder besser der Civilisation, noch mehr wichtige Dienste leisten möge. Allen seinen jüngeren Ordensbrüdern aber muß Ref. den glühenden Eifer des Verf. für die Geschichte und den Ruhm seines Ordens zu gründlicher Beherzigung und dessen Forscherthätigkeit zu eifriger Nachahmung dringend empfehlen.

Matth. Pangerl.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

II.

1877/78.

Ernst Martin: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 2. Band: Der Ackermann aus Böhmen, herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück Trableček verglichen von **Johann Kniescheff**. Prag und Leipzig, 1877.

Indem ich vorliegendes Buch zur Anzeige bringe, darf ich voraussetzen, daß die Leser der „Mittheilungen“ bereits durch den Vortrag des Herausgebers der „Bibliothek“ (XVI. 20–33, insbesondere S. 30 f.) darauf vorbereitet sind und ihm daher ein um so größeres Interesse entgegenbringen werden.

Wir erhalten auch durch diesen zweiten Band der „Bibliothek“ wieder ein Denkmal deutscher Literatur, man darf unbedenklich sagen zum erstenmale, kritisch herausgegeben. Denn von der Hagens Erneuerung desselben nach dem ältesten Druck (1824) darf den Anspruch nicht erheben für eine kritische Ausgabe zu gelten. Und sonst hatte nur Wackernagels Lesebuch (5. Aufl. Sp. 1317–24) einige Capitel (29–31) in kritischer Bearbeitung von Fr. Pfeiffer gebracht. Erst jetzt liegt uns das ganze Denkmal in einem auf sorgfältige Benützung der Handschriften und alten Drucke gegründeten Texte vor.

Und ein kostbares Denkmal, dessen namentlich die Deutschen in Böhmen sich mit gerechtem Stolze rühmen dürfen. Ich begreife, nachdem ich das Schriftchen jetzt in der vorliegenden Ausgabe gelesen habe, vollkommen, wie Gervinus (II⁵, 357) davon urteilen konnte, „der Schreibart nach ist es wol das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen.“

Ueber den Verfasser und den Inhalt seines Werkes hat bereits Martin in seinem Vortrage kurz und treffend gehandelt und ich brauche daher die Leser der „Mittheilungen“ nur darauf zu verweisen, ohne, was ihnen bereits einmal gut gesagt worden, wiederholen zu müssen. Die Idee des ganzen Schriftchens hat Gervinus richtig als Kampf der Empfindung und des Verstandes, des „Leids und der Weisheit“ bezeichnet. Dieser uralte echt menschliche Conflict zwischen Herz und Kopf wird hier geschlichtet durch die Berufung auf Gott und löst sich in ein inbrünstiges Gebet auf. Aber diese religiöse Lösung fließt keineswegs etwa aus einem finsternen Geiste, der die warme menschliche Empfindung zerritt um sich zum Himmel zu schwingen. Was auch uns moderne Menschen an diesem Werke des ausgehenden vierzehnten Jahrhunderts noch anziehen muß, ist die humane Gesinnung, mit der die relative Berechtigung beider gegensätzlichen Standpunkte abgewogen und die Anerkennung dieser Berechtigung ausdrücklich im vorletzten Capitel Gott selbst in den Mund gelegt wird. Echte Herzensteine weiß der Verfasser anzuschlagen in der Klage des Ackermannes um die Verstorbene und sein und seiner verwaisenen Kinder Schicksal,

der Küchlein, die nun der Henne beraubt sind. Und mit welcher Beredsamkeit weiß er der finsternen Weltanschauung, welche nur die häßliche Rehrseite des menschlichen Lebens zu sehen vermag und im 24. Capitel vom Tode vertreten wird, die freudige Bewunderung des Menschen, des „allerhübschsten, allerachtbarsten, allerbehebensten und allerfreiesten“ Werkes Gottes, in dem man den Schöpfer selbst schmähe, in den Worten des Ackermannes gegenüberzustellen, mit welcher Wärme dem Sündenregister, das der Tod (Cap. 28) den Frauen vorhält, und den Uebelständen des ehelichen Lebens den Preis derselben. Wenn er das Leben in der Ehe preist, ist es keine frostige Reminiscenz einer Bibelstelle (Prov. 31, 10 ff., vgl. 18, 22), die Worte kommen aus dem Herzen, und es ist kein Zweifel, daß die Voraussetzungen, auf denen das Werk beruht, Erlebnisse und nicht etwa eitel Fiction sind. Ueberhaupt hören wir in dem ganzen Gespräche überall einen Mann reden, der fern von aller Einseitigkeit das Leben nicht bloß aus Büchern kennt oder abseits aus scheinbarer Ferne betrachtet, und zwar einen Mann von reicher Herzens- und Geistesbildung.

Und dazu stimmt der Umfang seiner Kenntnisse, seiner Lectüre, die der Herausgeber, Herr J. Kniesche, S. 80 f. zusammenstellt, die humanistische Bildung, die wir hier in das deutsche Geistesleben einströmen und mit den christlich religiösen Anschauungen sich mischen sehen.

Und nicht bloß diese ganze Grundanschauung, der Inhalt des Gespräches, auch die Form ist ansprechend, geistvoll und verräth eine echte Begabung. Gleich die Führung des Dialoges ist in psychologischer Beziehung nicht ohne künstlerisches Geschick. Zuerst bricht der frische Schmerz in leidenschaftlicher Klage aus und diese Leidenschaftlichkeit steigert sich an den Gegenreden des Todes, der seinerseits von überlegener Ruhe zur scharfen, bitteren Ironie übergeht. Dann aber (etwa von Cap. 19 an) wird der Schmerz ruhiger und flammmt nur gelegentlich noch einmal in alter Heftigkeit auf, der Klagende will sich fassen und belehren lassen, und so wird passend der Moment vorbereitet, wo, da doch weder das Herz durch bloße Vernunftgründe zu befriedigen ist, noch die Vernunft den Forderungen des Herzens weichen kann, der unentschiedene und nicht zu entscheidende Streit Gott anheimgestellt wird. Und wie lebhaft ist die Darstellung! Wie geschieht wird im 2. Capitel der Tod ins Gespräch eingeführt: er hat die heftigen Anklagen vernommen; „Hört, hört, hört,“ ruft er aus, „neu Wunder! Grausame, unerhörte Anklage sichts uns an,“ und er fragt nach dem Kläger, der sich nun nennt. Treffend weiß der Verfasser Fabeln als Einleitungen der Reden zu nützen, Märchen und Sprichwörter einzuflechten und so trotz gelehrter Reminiscenzen seiner Rede einen volkstümlichen Zug zu wahren. Und das alles in einer leicht fließenden gewandten Sprache, die für die verschiedensten Stimmungen das rechte Wort findet, der auch für subtile Abstractionen der Ausdruck nicht versagt, und dieß bei allem Flusse nie das rechte Maß und die wirksame Kürze aus den Augen verliert.

Wohin ist diese schöne Kürze, dieser folgerichtige Gedankenzusammenhang mit seinem würdigen Abschluß in dem tschechischen Gegenstück „Kladleček“ gekommen, das man unbefehens gewagt hat uns als das Original unseres deutschen Bäckleins aufzudrängen? Ich habe die Ausführungen des Herausgebers über diesen Punkt mit der größten Vorsicht und möglichster Unbefangtheit geprüft, um ja sicher zu gehen, daß nicht nationale Voreingenommenheit das Urtheil trübe. Um so entschiedener aber darf ich nun dem Ergebnisse seiner verdienstlichen Untersuchung zustimmen, daß sowohl nach der Entstehungszeit als nach dem inneren Verhältnisse der beiden Denkmäler das deutsche das Original sein muß, wovon das tschechische nur eine nicht einmal abgeschlossene Parodie ist. In der That kann es kaum etwas Klüglicheres geben als diesen Kladleček mit seinem Ansprüche auf Originalität gegenüber dem deutschen Werke. Während er strebt dieses frei umzubilden, die Gedanken desselben erweitert und damit unglaublich verwässert, und sich um den Schein der Unabhängigkeit bemüht, gerät er immer wieder in den Bann seines Vorbildes von dem er sich nicht losmachen kann. Er ändert die Voraussetzungen des deutschen Buches, setzt an die Stelle des Todes das Unglück, an die der todtten Gattin eine untrene Geliebte, aber leider fehlt ihm die selbständige schöpferische Kraft der Phantasie, um alles andere

auch den veränderten Voraussetzungen entsprechend umzubilden, und so muß er nach allen Abschweifungen doch immer wieder zu seinem Vorbilde zurückkehren und in seiner Armut von diesem Gedanken borgen, die nun in den veränderten Zusammenhang nicht passen oder nur durch gewaltsame Verrenkungen sich hineinzwängen lassen und bei der Vergleichung zu Verrätern seiner Abhängigkeit werden. Zwei charakteristische Belege hat schon Martin in seinem Vortrage S. 32 herausgehoben, zahlreiche andere bieten Kniescheks Auseinandersetzungen. Ja man könnte sogar so zuvorkommend sein zuzugeben (freilich manchmal auf Kosten des gesunden Verstandes), daß das Unglück oder der verstoffene Liebhaber zur Not so reden könne, wie sie der tschechische Verfasser reden läßt; selbst die weitgehendsten Zugeständnisse in dieser Richtung würden daran nichts ändern, daß so kein Schriftsteller schreibt der frei aus Eigenem erfindet und schafft, sondern nur einer, der unter der Herrschaft eines fremden Gedankenganges steht. Und dies ist eben das entscheidende. Der Herausgeber hat sich das doppelte Verdienst erworben nicht nur ein wertvolles Denkmal unserer Literatur zuerst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zugänglich gemacht, sondern auch die unberechtigten Ansprüche auf unser Eigentum geprüft und zurückgewiesen zu haben.

Das Buch ist übrigens zum Scheidegruß des Begründers der „Bibliothek“ geworden. Ich darf aber wol die Hoffnung aussprechen, die beiden bis jetzt erschienenen Bände werden das allgemeine Gefühl wachgerufen haben, daß es eine Ehrenpflicht der Deutschen in Böhmen ist, das so erfolgreich begonnene nicht wieder fallen zu lassen, wenn auch der Begründer nicht mehr unter uns weilt.

H. Lambel.

Dr. Ludwig Schlefinger: Die Historien des Magister Johannes Leonis. Ein Quellenbeitrag zur Geschichte der Hussitenkriege. Auch unter dem Titel: Die älteste Erzählung von der siegreichen Vertheidigung der Stadt Brüx gegen die Hussiten i. J. 1421 und vom Ursprunge des Mariaschnee-Festes in Brüx. Von Magister Johannes Leonis. Prag, im Verlage des Stadtrathes von Brüx, 1877.

Dem Stadtbuche von Brüx hat nun Schlefinger einen quellenmäßigen Beitrag zur Geschichte jener Schlacht folgen lassen, welche am 5. August 1421 vor den Mauern von Brüx geschlagen die Einwohner dieser Stadt vor jenem schrecklichen Schicksale bewahrt hat, das die vereinigten Prager und Taboriten wenige Monate vorher (16. März) der „erzdeutschen“ Stadt Komotau bereitet hatten. Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen, welcher wol schon damals sein Augenmerk auf die pfandweise Gewinnung von Brüx gerichtet hatte, gab da den Pragern einen derben Denkfettel und rächte so einigermaßen die Schändlichkeiten, welche die zu Gottes Ehre „wütenden“ Hussiten in Komotau begangen hatten. Der Sieg des Markgrafen machte aber auf die Brüxer den nachhaltigsten Eindruck; sie begingen und begehen seitdem das Fest Maria Schnee, welches mit jenem Siegestage zusammenfällt, auf sehr feierliche Weise nachdem sich mit der Erinnerung an den glorreichen Sieg auch die Vorstellung verknüpft hatte, daß derselbe unter Dazwischenkunft der Gottesmutter erstritten worden. Eben erwähnte Festfeier aber ist es, welche den Magister Johannes Leonis zur Verfassung seiner „Historien“ bewogen hat, womit er die zu seiner Zeit bestandene mündliche Ueberlieferung über den ruhmvollsten Tag der Brüxer Geschichte für alle Folgezeit fixirt hat. Der Magister, welcher vielleicht — denn bestimmter läßt sich das kaum sagen — aus der Brüxer Familie Lew gestammt hat, hat das im J. 1493 in lateinischer Sprache gethan, demnach 72 Jahre nach jenem großen Ereignisse, und wiederum 20 Jahre später, nämlich 1513 ist sein Schriftchen verdeutsch worden. Diese Verdeutschung aber ist es, welche nun durch Schlefinger allgemein bekannt gemacht wird. Der Herausgeber macht selber schon in der trefflich geschriebenen Einleitung auf alle die Umstände aufmerksam, welche einer historischen Verwertung der Erzählung des Magisters Johannes

im Wege stehen, aber Referent könnte keineswegs den daran geknüpften Folgerungen beipflichten, weil er principiell alle Tradition verwirft und ihr überhaupt nur dann eine sehr eingeschränkte Beachtung zu schenken geneigt ist, wenn gleichzeitige und glaubwürdige Quellen vorliegen. Auch die „Historien“ können nur als Tradition angesehen werden; wenn sie aber nach der Meinung des Ref. geschichtlich nicht verwertet werden dürfen, so bleiben sie gleichwol das unverwerflichste Zeugnis dafür, daß ein in Brütz schon durch Jahrhunderte geübter festlicher Brauch nur die Erinnerung an den glorreichen Tag ist, welchen die genannte Stadt mit dem 5. August 1421 erlebt hat. Für die Local-Geschichte besitzen also die „Historien“ eine nicht zu unterschätzende Bedeutung und der Stadtrat von Brütz that sehr wol, daß er sein Schärfein zu der von Schlesinger fleißig und sorgfältig gemachten Ausgabe der Historien beigetragen hat. Diese Ausgabe, welche von Hrn. Prof. M. Hruschka auch mit einem Glossar ausgestattet worden ist, verdient, sowol was Einleitung, Behandlung des Textes und Anmerkungen anbelangt, alle Anerkennung und ist auch die äußere Ausstattung ganz lobenswert. R.

J. Loserth: Beiträge zur Geschichte der hussitischen Bewegung. I. Der codex epistolaris des Erzbischofes von Prag Johann von Jenzenstein. Mit kritischen und erläuternden Bemerkungen. Sonderabdruck aus dem 55. Bd. des „Archives für österreichische Geschichte.“ Wien, 1877.

Seinen Verdiensten um die böhm. Geschichte im Zeitalter der Luxemburger hat L. durch Veröffentlichung der Briefsammlung des Erzbischofs Johann v. Jenzenstein ein neues, dazu sehr lobenswertes hinzugefügt. Er bezeichnet dieselbe als ersten Beitrag zur Geschichte der hussitischen Bewegung; als weitere Beiträge dürfen wir „demnächst“ die Apologie des M. Adalbertus Ranconis und die Vertheidigung des genannten Erzbischofs gegen dieselbe erwarten. L. theilt uns 77 Briefe mit, welche von dem Erzbischof theils an seine nächsten Verwandten und seine Lehrer, theils an den Papst Urban VI. und die Bischöfe Johann und Peter von Olmütz sowie verschiedene andere geistliche Würdenträger, an König Wenzel IV., den Markgrafen Procop von Mähren und den Herzog Johann von Görzitz, an die verwitwete Kaiserin Elisabeth, an Herren von Rosenberg, an die Prager Universität, an den vorgenannten M. Adalbertus Ranconis de Ericino u. s. w. gerichtet worden sind. Bei denjenigen Briefen, welche in diesem cod. epist. enthalten bereits anderwärts publicirt worden sind, begnügt sich der Herausgeber mit einer Verweisung auf die Druckstelle, andere Briefe theilt er nur nach ihrem wesentlichen Inhalt, die Mehrzahl jedoch nach ihrem ganzen Wortlaut mit. Chronologisch gehören die mitgetheilten Briefe der Zeit zwischen 1374–1388 an. Mehrere von ihnen sind von großem Interesse; den größten Gewinn gewähren sie natürlich für die Geschichte des Erzbischofs Johann selber. L. hat denn auch gleich in der Einleitung eine vornemlich auf die mitgetheilten Documente gegründete und sehr gelungene Skizze der Geschichte des Erzbischofs entworfen, welcher in Folge seiner ascetischen Richtung endlich mit aller Welt zerfallen war. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber dennoch, die „Geschichte Johannis von Jenzenstein und der kirchlichen Bewegungen in Böhmen“ zu schreiben, wozu er jedenfalls schon sehr bedeutend angeregt ist und welche Aufgabe er zweifellos in der wünschenswertesten Weise lösen würde. Ref. ersucht den Herausgeber dringend, diesen Gedanken nicht fallen zu lassen. Sonst hätte Ref. gewünscht, daß L. in der Einleitung auch den sehr wichtigen Punkt der Glaubwürdigkeit dieser Briefe einer eingehenden Erörterung unterzogen hätte. Wer die mittelalterlichen Formelsammlungen, zu welchen doch auch der vorliegende Codex gehört, genauer kennt, wird dem Ref. beipflichten, daß dieser Punkt bei Veröffentlichung einer derartigen Publication immer ganz umständlich besprochen werden sollte, weil ja der Wert der Publication zumeist hievon abhängt. R.

Dr. Adolf Bachmann: Böhmen und seine Nachbarländer unter Georg von Podiebrad 1458—1461 und des Königs Bewerbung um die deutsche Krone. Ein Beitrag zur Geschichte der Versuche einer Reichsreform im 15. Jahrhunderte. Zum Theile nach ungedruckten Quellen. Prag, 1878.

Ref. gesteht recht gerne, daß der Verf. vorliegenden Buches nicht nur viele Befähigung zu historischen Arbeiten bekundet, sondern auch es bisher an rühmlichem Fleiß und Strebsamkeit nicht fehlen ließ. Auch muß anerkannt werden, daß das Buch recht lesbar geschrieben ist, was bei dem im Ganzen wenig fesselnden Stoff wirklich etwas besagen will. Die Menschen, welche sich damals auf dem Schauplatz der deutschen und böhmischen Geschichte bewegten, können uns kein besonderes Interesse einflößen; nirgends ein Gedanke, welcher uns sympathisch berühren würde und Theilnahme für die handelnden Personen in uns erwecken könnte. Dagegen werden wir von dem gränlichen Egoismus, welcher alle gleichermaßen befeelt, von dem vielen Marken und Feilschen sowie von den gesponnenen armseligen Intriguen vielfach angewidert und sehen nur das Eine recht klar, nämlich daß es damals um das heil. römische Reich deutscher Nation wirklich elend bestellt war. Auch der böhm. König, dessen Bewerbung um die deutsche Krone den Hauptinhalt des hier angezeigten Buches bildet, würde, wenn er mit seiner nicht sehr rühmlichen Bewerbung durchgedrungen wäre, dem Elend kaum abgeholfen haben. Gerade das Königs-Project aber ist es, welches den Ref. zur folgenden kritischen Bemerkung veranlaßt. Der Verf. hat nämlich im 17. Bd. der „Forschungen zur deutschen Geschichte“ eine Abhandlung über „die ersten Versuche zu einer römischen Königswahl unter Friedrich III.“ veröffentlicht und darin bereits erschöpfend behandelt, was er Abweichendes von den bisherigen Anschauungen über das Königs-Project zu sagen hatte. Er hat daher in dem vorliegenden Buche nichts wesentlich Neues über das Project zu bringen vermocht, sondern nur Bekanntes wiederholen können. Der Verf. gibt selber im Vorwort zu, daß das Königs-Project in den Arbeiten Menzel's, Voigt's, Ruckhohn's und Markgraf's „erwünschte Berücksichtigung und Aufhellung nicht bloß in den wesentlichen Momenten allein erfahren.“ Und wenn er an derselben Stelle betont, daß er die „Einzelphasen“ des Projects ausführlicher erörtert sowie „die vor allem nöthige besondere Berücksichtigung der böhmisch-österreichischen wie österreichisch-ungarischen Beziehungen und des Königs absonderliche Stellung der Curie gegenüber,“ so muß er diese Behauptung wiederum mit Rücksicht auf die Arbeiten Voigt's und Markgraf's in etwas einschränken. Ref. hätte es daher lieber gesehen, wenn der Verf. nicht schon jetzt seine Studien zusammengefaßt, sondern einen Punkt ausfindig gemacht hätte, der noch nicht eingehend und kritisch behandelt worden ist. Er hätte uns da wirklich Neues bieten, sich selber aber eine weitere sehr nützliche Vorarbeit für die Geschichte König Georgs, welche er hoffentlich einmal schreiben wird, schaffen können. Dort würden sich auch die von dem Verf. gesammelten archivalischen Materialien besser haben verwerten lassen, als hier in dem vorliegenden Buche, wo sie zu dem Hauptinhalt, dem Königs-Project nichts Ansehnlicheres beisteuern. Auch über die innere Geschichte Böhmens bringt das Buch nichts Neues und so würde sich auch hier empfohlen haben, wenn der Verf. das, was es erst vor kurzer Zeit in drei Aufsätzen über die Zeit von 1458—1461 dargelegt hat, nicht schon wieder in das vorliegende Buch eingeflochten hätte. Dasselbe kann also strenge genommen nur als Zusammenfassung der bisherigen Forschungen des Verf. gelten und weil dadurch dieselben allgemeiner zugänglich werden, so ist dennoch von diesem Standpunkte das Erscheinen des Buches gerechtfertigt. Der Verf. kann nun ungehindert an neue Untersuchungen gehen und wenn wir deren Publication lebhaft wünschen, so mag uns auch ein anderer Wunsch gestattet sein, nämlich der: an eine Zusammenfassung nicht wieder zu gehen, bis nicht eine vollständige Geschichte K. Georgs geboten werden kann. Sonst hätte Ref. etwa noch zu bemerken, daß von einem Austritte der Böhmen aus der katholischen Kirche und von einem Wiedereintritte in dieselbe, also auch rückichtlich K. Georg's, in dem nachmaligen protestantischen Sinne nicht die Rede sein kann. Wirkliche Protestanten sind die Böhmen bekanntlich erst viel später geworden.

Dr. Emil Bernusky: Italienische Politik Papst Innocenz VI. und König Karl IV. in den Jahren 1353—1354. Wien, 1878.

Der Verf. beschenkt uns mit einer recht interessanten Arbeit, welche in unsern Blättern schon darum nicht unbeachtet gelassen werden darf, weil sie, wie wenigstens der Titel erwarten läßt, Karl IV. in den Mittelpunkt ihrer Darstellung zu stellen gedenkt. Doch ist von dem König und seiner italienischen Politik noch wenig die Rede, denn die ziemlich breit angelegte Einleitung unterzieht erstlich die italienische Politik der römisch-deutschen Könige und Kaiser in der Zeit von 1250—1350 einer eingehenden Betrachtung, schildert sodann den Zustand Reichs-Italiens um die Mitte des 14. Jahrhunderts, gibt hierauf ein Bild von dem allmäligen Verfall des Herrschaftsgebietes der römischen Kirche in Italien und von dem Zustand desselben um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Der 2. Abschnitt handelt von der Thronbesteigung Innocenz VI., von der Sendung des Cardinals Albornoß nach Italien und von der Unterwerfung des Präfecten Vico; im 3. endlich wird die Vorgeschichte des ersten Römerzuges Karl IV. gegeben. — Der Verf. legt eine genaue Einsicht in die äußerst verwickelten Zustände Ober- und Mittelitaliens und eine tiefe Kenntnis mit den Quellschriften und den einschlägigen neueren Werken an den Tag; Ref. aber müßte, was bei ihm nicht der Fall ist, selbst tiefe Studien in Bezug auf die Geschichte Italiens gemacht haben, um sein Urtheil dahin abgeben zu können, ob die vorliegende Abhandlung neue Gesichtspunkte eröffnet, ob sie die Wissenschaft gefördert habe, bestätigen muß er jedoch, daß die Arbeit nicht nur von dem Fleiße sondern auch von einer geschickten Darstellungsgabe des Verf. Zeugnis gibt. Das Buch ist recht anziehend geschrieben, aber es ist leider nur ein Bruchstück, das in gedrängter Kürze die höchst vorsichtige Politik Karls bezüglich Italiens andeutet, uns seine Unterhandlungen, mit den Venetianern u. s. f. kennen lehrt, jedoch mit dem Erscheinen des Monarchen auf dem Boden der Halbinsel, also gerade da abbricht, wo es unsere erhöhte Theilnahme in Anspruch zu nehmen begann; von des Königs weiteren politischen Unterhandlungen, seinem Zug nach Rom u. s. w. erfahren wir nichts. Sicher wird, wie uns das Vorwort hoffen läßt, der Verf. uns später mit einer Fortsetzung erfreuen, mir aber will es dünken, daß es angezeigt gewesen wäre, wenn Bernusky mit der Publication des Werkes so lange gewartet hätte, bis es zu einem bessern Abschluß, vielleicht bis zur Rückkehr Karls aus Italien, gediehen wäre.

φ.

Dr. Theodor Lindner: Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. I. Abtheilung. Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel, II. Band, erste Hälfte. Braunschweig, 1876.

Wie wir schon bei Besprechung des ersten Bandes dieses Werkes (Lit. Beilage XIV. S. 21) darauf hingewiesen haben, behandelte Lindner vor Allem Reichsgeschichte und berücksichtigte die böhmischen Verhältnisse nur insoweit, als sie auch auf das Reich Einfluß übten und bestimmend auf die Reichspolitik des Königs einwirkten. Dasselbe ist nun auch bei dem 2. Bande, von welchem uns vorerst nur die erste Hälfte vorliegt, der Fall. Dem Verfasser ist es durch eingehende Forschungen in den bedeutendsten Archiven des deutschen Reiches und Oesterreichs gelungen, nicht nur die Resultate, die Weizsäcker in seiner mustergültigen Ausgabe der deutschen Reichstagsacten unter König Wenzel in Bezug auf die deutsche Reichsgeschichte festgestellt hat, vielfach zu berichtigen, sondern er weicht auch mehrmals von den Ansichten ab, die Palacky in seiner böhmischen Geschichte (III a) aufgestellt hat. Einige dieser Abweichungen, sowie auch einige von Palacky nicht genannte aber für die böhmische Landesgeschichte interessante Thatfachen, die sich in diesem Buche vorfinden, wollen wir hier hervorheben.

Nachdem Lindner die wahrhaft erbärmliche Haltung, die König Wenzel während des Krieges zwischen den Fürsten und Städten in Deutschland eingenommen hat, geschildert und auch

einer plötzlichen schweren Erkrankung Wenzels, in Folge der er zu Bürglitz am 12. August 1388 die letzte Selung erhielt, Erwähnung gethan hat — diese Thatsache hat Palachy nicht gekannt —, bespricht er den Plan Wenzels, dem römischen Königsthron zu entsagen. Während nun Palachy meint, daß dieser Plan „aus König Wenzels innerster Neigung kam,“ behauptet Lindner psychologisch richtiger, daß dies höchstens das Resultat einer vorübergehenden Laune Wenzels gewesen sein könne. „Wenn wir bedenken, bemerkt Lindner darüber weiter (Seite 49), zu wie gewagten Schritten sich Wenzel im März 1387 verstieg, um den Beistand der Städte gegen einen etwaigen Nebenbuhler zu erreichen, wenn wir dann sehen, daß er nie daran gegangen ist, eine solche Absicht auszuführen, daß er vielmehr mit Leidenschaftlichkeit die Krone fest zu halten strebte, als sie ihm die Kurfürsten absperrten, und immer wieder versuchte seine Rechte auf sie geltend zu machen, so können wir doch kaum annehmen, daß er jemals thatsächlich beabsichtigte den deutschen Thron aufzugeben, selbst nicht zu Gunsten eines Verwandten.“

Ueber die zweite Heirath Wenzels (1389) mit Sophie von Bayern, von der Palachy sagt, daß sie „an noch unbekanntem Tage und auf unbekannte Weise zu Stande gekommen sei,“ ist es Lindner gelungen nähere Daten, die aber erst die III. Beilage zu diesem Bande, welche der zweiten Hälfte desselben beigegeben werden wird, in ausführlicher Weise darlegen wird, beizubringen. Nach Lindner soll es vor Allem die körperliche Schönheit Sophiens gewesen sein, die Wenzel zu dieser Heirath bestimmt hat. Im August 1388 hatte schon Erzbischof Pilgrim von Salzburg in Wenzels Auftrage die Verhandlungen über diese Heirath begonnen, welche noch vor Ostern 1389 in Prag zu Stande kam (Seite 45 und 61). Nach seiner Hochzeit zog König Wenzel nach Eger, woselbst auf dem dort abgehaltenen deutschen Reichstage jener Landfriede beschloffen wurde, der die Auflösung des Städtebundes zur Folge hatte. Statt nun im Reiche herum zu reisen und die Beschlüsse dieses Reichstages persönlich durchzuführen, zog sich Wenzel wieder nach Böhmen zurück und überließ die Reichsregierung seinen Bevollmächtigten, unter denen besonders der tschechische Ritter Borziwoy von Swinar eine hervorragende Rolle spielte. In schlechtere Hände hätte aber die königliche Rechtspflege in Süddeutschland, denn dort hielt sich Borziwoy fortwährend auf, nicht mehr gelangen können. Von ihm sagt Lindner (Seite 104), „daß er mehr an seinen Vortheil als an den seines Herrn und des Reiches dachte. Am meisten hat aber Borziwoy dem Ansehen König Wenzels durch sein gewaltthätiges Auftreten gegen die Reichsstadt Straßburg geschadet. Er hat aber dadurch auch seinen Landesleuten in Deutschland keinen guten Ruf verschafft. Bei Erzählung dieser Gewaltthaten sagt der gleichzeitig lebende Chronist Jacob Twinger von Königshofen: „Borziwoy that, wie es der Böhmen Art ist, welche Diebe und Bösewichter werden um Gutes willen“ (Seite 112).

Wahrlich, wenn man Karl IV. Unrecht thut, ihn den Erztiefvater des römischen Reiches zu nennen, so verdient, nach des Referenten Ansicht, sein Sohn Wenzel diesen Beinamen in vollem Maße. Für die böhmischen Historiker dürfte auch die von Lindner (Seite 149) erwähnte Thatsache von Interesse sein, daß im Jahre 1388 die Bürger von Passau bei einem Streite zwischen dem Bischofe und seinem Kapitel, wobei sie auf Seite des Ersteren standen, der Krone Böhmen als ihrem Herrn huldigten, um dadurch eine ausgiebige Unterstützung von Seite König Wenzels zu erlangen, die ihnen denn auch zu Theil ward. Aber schon im Jahre 1393 „war von der böhmischen Unterthänigkeit Passaus keine Rede mehr“ (Seite 152).

Im 16. Kapitel gibt Lindner eine treffliche Charakteristik Wenzels, bei der er vielfach mit Palachy übereinstimmt, und erzählt dann den bekannten Conflict Wenzels mit dem Prager Erzbischofe Johann II. von Senzenstein, bei welchem der bischöfliche Vicar Johann Pomuk auf Befehl Wenzels durch die Anwendung der Folter tödtlich verletzt und den 20. März 1393 Abends in die Moldau gestürzt wurde. Während nun Palachy meint, daß sich die Identität oder Nicht-Identität dieses Johann von Pomuk mit dem im Jahre 1729 heilig gesprochenen Jo-

hann von Nepomuk nicht mehr sicher feststellen lasse, behauptet Lindner, daß dieser Streit durch die Abhandlung Reimanns in Sybels historischer Zeitschrift (Band 27, Seite 225 ff.) nunmehr endgültig entschieden sei. Reimann kommt nämlich zu dem Resultate, daß der apostolische Stuhl nicht nur einen Mann, dessen Dasein ganz unerweislich ist, heilig gesprochen, sondern auch irreführt von der Prager Domgeistlichkeit, das Leben dieses angeblichen Märtyrers nach einer gefälschten Biographie erzählt hat (Sybel, Seite 279). Auch die neueste Arbeit über diese Frage: „Life Legend and Canonization of St. John Nepomucen Patron Saint and Protector of the Jesuits. By A. H. Wratislaw. London 1873“ bringt, wie Lindner (Seite 184) bemerkt, nichts wesentlich Neues.

In den nun folgenden Kapiteln (17—19) behandelt Lindner die Entstehung der Verschwörung gegen König Wenzel, bei welcher bekanntlich der böhmische Herrenstand, an dessen Spitze der fürstennmäßige Heinrich von Rosenberg stand, hervorragend theilhaftig war, die Gefangennahme Wenzels und seine Befreiung und endlich die Unruhen, die darauf in Böhmen entstanden, weil König Wenzel nicht gewillt war, die ihm abgetrohten Versprechungen zu halten. Dem Verfasser ist bei der Schilderung dieser Verhältnisse ein viel reichhaltigeres archivalisches Material zu Gebote gestanden als Palacky und dieselbe bietet uns daher mehrfach Neues. Auch hier ins Detail einzugehen, würde uns zu weit führen! Wir wollen blos noch die Vermuthung aussprechen, daß der Beleg für die Behauptung Palackys, daß Heinrich von Rosenberg bei der Gefangennahme König Wenzels das Wort geführt habe (III a. Seite 74), sich vielleicht im Wittingauer Archive vorfinden dürfte. Lindner bezweifelt nämlich diese Thatsache, weil er keinen Beleg für dieselbe kenne (Seite 196 not. 2.).

Das 20. Kapitel, in dem die Beziehungen König Wenzels zu seinem Bruder, dem ungarischen Könige Sigmund, und die Ernennung des Letzteren von Seite des Ersteren zum Reichs-Bicar in Deutschland (1396) erzählt werden, schließt die erste Hälfte dieses Bandes, deren zweiter Hälfte wir auch im Interesse der böhmischen Landesgeschichte mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

A. Mörath.

Johann Rasil: Ueber den mit der Dehnung und Schärfung der Stammsilben verbundenen Lautwechsel in der Conjugation der Verba der Tepler Mundart. Pilsen, 1877.

Unter diesem Titel ist die ursprünglich im Programm des Mieser Real- und Oberghymnasiums abgedruckte Abhandlung nun auch im Selbstverlage des Verfassers erschienen. Es wird zuerst ein kurzer Ueberblick über die Lautverhältnisse der Tepler Mundart gegeben, anschließend an die frühere Schrift des Verfassers „über die Laute der Tepler Mundart,“ und dann der im Titel angegebene interessante Lautwechsel bei der Conjugation der Verba ausführlich erläutert. Das Schriftchen ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Mundarten Böhmens.

Dr. W. Toischer.

Neuestes.

Adam Wolf: Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. 1. Bd. Aus dem Zeitalter der Reformation (1526—1648). Wien, Braumüller, 1878.

Anton Sindely: Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 2. Bd. der Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. Prag, Tempsky, 1878.

Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Herausgegeben vom königlich böhmischen Landesarchive. Prag, Verlag des kön. böhm. Landesausschusses, 1877. (1. Bd.)

Dr. Clemens Borový: Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV. et XV. Liber II. 1375—1388. Pragae, Calve, 1878.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrgang. III. V. 1876/78.

Zur Nachricht.

Herr Dr. Adolf Bachmann hat der Redaction der „Literarischen Beilage“ eine „Zur Aufklärung“ überschriebene Entgegnung auf die in der erwähnten Beilage S. 29 abgedruckte Anzeige seines Buches über Georg von Podiebrad übersandt und um Aufnahme derselben ersucht. Die Redaction hat solche Entgegnung dem Verfasser oder Anzeige des Bachmannschen Buches mitgetheilt, welcher hierauf mit einer Replik erwidert hat. Da nun Hr. Dr. Bachmann nach dem er von dem Inhalte dieser Replik Kenntnis empfangen, als seine Ueberzeugung ausspricht, daß der Referent, wie schon in der Anzeige so auch jetzt wieder unrichtiges behauptet, so erachtet es die Redaction bei solchem Widerstreite der Anschauungen für sich angemessen, selbst dem Gegenstand einer näheren Prüfung zu unterziehen und so behält sie sich auch vor, darüber ihre Meinung in der nächsten „Literarischen Beilage“ mitzutheilen.

Dr. Friedrich von Bezold: König Sigmund und die Reichsstriege gegen die Hussiten. Dritte Abtheilung. Die Jahre 1428—1431. München, 1877.

Der Verf. verfolgt die letzten großen Anstrengungen, welche von Seiten des deutschen Reiches gemacht worden sind, um der böhm. Keger Herr zu werden, und die demselben vorangegangenen Verheerungszüge, welche die Hussiten theils aus Mangel theils aus Noth in die Nachbarländer unternahmen. Schlesien, die Oberlausitz und Glog wurden im J. 1428 schwer von ihnen heimgesucht, im erstgenannten Lande versuchten sie sogar sich dauernd festzusetzen. Bei alledem machte sich das Friedensbedürfnis immer mehr geltend, nicht allein die Anhänger Sigmunds, sondern auch Prag und andere Städte, ja sogar Procop der Große wünschten den Frieden. Man unterhandelte deshalb im März 1429 in Preßburg, hierauf im Mai im böhm. Landtag, der Abschluß aber, welcher im Juli in Preßburg hätte stattfinden sollen, scheiterte un-

1) Der Verf. schreibt wie schon auch manche anderer deutscher Schriftsteller Hussiten; Ref. meint, mit Unrecht, da das tschechische Volk immer scharf zwischen Deutschen mit Doppelt- und wiedergegeben werden muß.

glücklicher Weise an einigen Nebenpunkten. So blieb den Hussiten nichts übrig, als durch neue Verheerungszüge den Gegnern die Notwendigkeit des Friedens einleuchtender zu machen. Im October heerteten die Taboriten und Waisen in der Ober- und Niederlausitz, das war aber doch nur ein Vorspiel des furchtbaren Verheerungszuges, womit Meissen und Sachsen im Winter von 1429 auf 1430 heimgesucht worden sind. 18 Städte und 1400 Dörfer wurden das Opfer hussitischer Raub- und Zerstörungslust. Aber auch die Oberpfalz und die fränkischen Lande wurden von ihnen mit einem ähnlichen Besuche bedacht. Da kam es nun doch zwischen dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und den Hussiten am 11. Februar 1430 auf der Burg Beheimstein zu einem merkwürdigen Vertrage, in dessen Bestimmungen Bezold bereits die Basis erkennt, auf welcher später die Verhandlungen der Kirche mit den Ketzern fußten und aus der die Compactaten, der erste förmliche Religionsfriede innerhalb der abendländischen Christenheit, erwachsen sind. Man wollte sich einen, ohne sich noch viel um den Papst zu kümmern. Desto mehr Sorge trug der Papst, daß ohne ihn nichts geschähe. Nachdem das Jahr 1430 unter ergebnislosen Bemühungen, einen neuen Kreuzzug nach Böhmen zu organisiren, dahingegangen war, die Hussiten während dessen auch Schlessien, Mähren und Ungarn heimgesucht hatten, schmolzen das Eis, womit P. Martins V. Brust gegen die Forderung eines allgemeinen Concils umpanzert war, endlich jene famosen Artikel, welche am 8. Nov. 1430 an den Mauern Rom's angeschlagen zu erblicken waren und vorgeblich von zwei Fürsten ausgegangen ganz entschieden die Abhaltung einer Kirchenversammlung zur Beendigung der Ketzerei verlangten. In ihrem Grundgedanken berührten sich diese Artikel ganz mit dem Beheimsteiner Vertrag. Der Papst hat dann allerdings die Erlaubnis zur Eröffnung des Concils gegeben, allein die Kirche wünschte noch viel mehr einen Sieg über die Ketzerei, welcher natürlich auch zum Sieg über das Concil geworden wäre. Der Cardinal Julian Cesarini, welcher zum Legaten des Kreuzzugs und Präsidenten des Concils ernannt worden war, Krieg und Frieden also zugleich vertreten sollte, arbeitete zunächst fleißig für den Krieg und die Deutschen ließen sich richtig noch einmal gewinnen, der römischen Curie bei ihrem Vorhaben, die Ketzerei auszurotten, Heuterdienste zu thun. Ein Reichstag zu Nürnberg, der im Februar 1431 seinen Anfang nahm, hatte sich außer andern vornemlich mit den militärischen Vorkehrungen zur Ketzervertilgung zu befassen. Indeß fanden Sigmund wie die Hussiten an den Dingen, welche sich vorbereiteten, gleichermassen kein Gefallen. Die Verhandlungen aber, welche den drohenden Krieg verhindern sollten, hatten weder in Krakau noch in Eger, wo sie gepflogen wurden, ein Resultat; so kam es endlich zum Kriege, der auf deutscher Seite unter Führung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg einen erschrecklich schmachvollen Ausgang nahm. Auf beiden Seiten hatte man großartige Machtmittel aufgeboten. Das deutsche Kreuzheer rückte über Tachau in Böhmen ein, allein es ist nicht zu erklären, weshalb es sich hierauf gegen Taus wandte, um in den Gefilden um die vorgebliche vormalige Wogastisburg am 14. August eine der unbegreiflichsten und jedenfalls schmachlichsten Niederlagen zu erleben.

Das, was hier nur kurz angedeutet wird, schildert Bezold klar, lebhaft, treffend und körnig in dem vorliegenden dritten Beitrag zur Geschichte der Reichskriege gegen die Hussiten. Die Resultate der Deutschenflucht bei Taus, aus welcher der Hauptheerzug zum Kriege, der Cardinal Julian, leider mit heiler Haut entrann, sind aber nach Bezold folgende: das deutsche Reich hörte auf, den Hecker der römischen Curie zu machen. Da aber nun die Kirche ohne den weltlichen Arm machtlos geworden, mußte sie sich wol oder übel bequemen, die Hussiten zu hören, wozu sie sich bisher nicht verstehen gewollt. Die römische Curie war nun nicht mehr selber Richterin, sondern wie die Hussiten Partei, welche sich vor der höheren Autorität des Concils, dessen Entscheidung angerufen war, zu beugen hatte. Aber mit der schmachvollen Deutschenflucht bei Taus war auch die Herrschaft des Cechentums in dem ersten weltlichen Kurland besiegelt und die dauernde Entfremdung Böhmens vom deutschen Reiche vollzogen. Das deutsche Reich hat die feindselige Entwicklung in Böhmen gegen das Deutschtum anfänglich vernach-

läßt, dann vergeblich bekämpft, bei Taus endlich aber den Todesstoß in's Herz seines Widerstandes empfangen. R.

Hermannus Sieglerschmidt: De Wenzeslao rege Romanorum eiusque adversariis et depositione. Jenae, 1876.

Gestützt auf eine genaue Kenntnis der Monographien und Literatur, die über Wenzels Zeit handeln, und mit Zuhilfenahme der neuesten Quellenpublicationen hätte der Verfasser, namentlich bei Benützung des zweiten Theiles der deutschen Reichstags-Acten von Weizsäcker, eine ganz vorzügliche Arbeit zu Stande bringen können; er berichtet nun wol mit Wahrheitsliebe über den König, aber es mangelt ihm doch so ziemlich originelle und selbständige Gedanken. Hauptsächlich auf Pelzel, Palach und Höfler gestützt, bietet er uns in seinem kleinen Werke im Zusammenhange, was jeder derselben erforscht hat, und sucht deren abweichende Resultate in Einklang zu bringen. Die Eintheilung, die Höfler seinem Ruprecht zu Grunde legt, behält der Verfasser mit einigen Modificationen bei. Die Ereignisse unter der Regierung Wenzels werden kurz und bündig behandelt und wol in das rechte Licht gestellt, doch werden die Agitationen der florentinischen Gesandten bei den Kurfürsten, auf welche zum erstenmale Höfler, als wichtig für die Absetzung Wenzels, hinweist, vollständig übergangen und auf die Ereignisse in Italien wenig Gewicht gelegt. Noch weniger berichtet der Verf. von den Parteinahmen und Zwistigkeiten im Hause der Luxemburger und den Nachtheilen, die sich in Folge dessen für Wenzel ergaben; ebenso werden die Vorgänge in Böhmen als zu geringfügig angesehen, namentlich der langjährige Streit des Königs mit dem Erzbischofe Johann von Znojmo nur ganz flüchtig angedeutet, wobei des Vicars Johann von Pomuk gar nicht gedacht wird. Dagegen bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß man in den Kurfürsten von der Pfalz und Mainz so wie in dem Hause der Habsburger die ärgsten Feinde der Luxemburger anzusehen hat, wobei er namentlich auf die Machinationen Albrecht III. gegen Wenzel hinweist, und eben in dieser Partie sind einzelne selbständige Gedanken aufzufinden; ebenso sucht er das Verfahren der Kurfürsten bei Wenzels Absetzung und Ruprechts Wahl als ein ungerechtes und usurpatorisches darzustellen, wobei er gleichfalls einige neue Argumente gegen die Kurfürsten vorbringt, mit denen er die gegen Wenzel gemachten Beschuldigungen zurückzuweisen sucht. Im übrigen begnügt sich Sieglerschmidt einige unbedeutendere Verstöße gegen Chronologie und Topographie, die Pelzel, Palach oder Höfler begangen haben, auf Grund der neuesten Quellenpublicationen zu corrigiren. Wohl bietet die Schrift nicht viel Neues, dient aber doch zur Vervollständigung der Literatur über Wenzel. Es mag zum Schlusse noch bemerkt werden, daß diese Schrift als Dissertation in lateinischer Sprache verfaßt, obzwar ziemlich frisch geschrieben, manche Verstöße gegen Grammatik und Syntax aufzuweisen hat. A. Horčík.

Wenz. Joh. Koutný: Der Přemysliden Thronkämpfe und Genesis der Markgrafschaft Mähren. Ein Beitrag zur Erforschung vaterl. Geschichte. Wien, 1877.

Die vorliegende Schrift erörtert wie billig zunächst die Grundlage von der sie ausgehen kann: nämlich die Stellung des Herzogthumes Böhmen zum deutschen Reiche in kirchlicher und politischer Beziehung, ohne indeß in diesen Partien irgend welche neuen Gesichtspunkte zu eröffnen. Es ist eine hist. Thatsache, daß Böhmen seit den Tagen des hl. Wenzel sich zu einem Tribute an das deutsche Reich herbeilassen mußte, wie ja ein solcher auch schon früher entrichtet worden war. Ganz klar erscheint dieses Abhängigkeitsverhältnis unter Přemislav I., der dem Kaiser in feierlicher Weise den Vasalleneid schwur und der von diesem zwei Landschaften aus den polnischen Eroberungen als deutsches Lehen erhielt. „Unser Land, läßt Cosmas den böhmischen

Herzog zum Kaiser sprechen, ist dein Kammergut, und wir gehören dir an und wünschen es dir anzugehören.“

Wenn auch in späteren Tagen die Pflicht des Tributs erlassen wurde, so ist doch im Großen und Ganzen das alte Verhältnis geblieben. Die Regierung dieses Břetislav ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig, denn ihm pflegt man schon seit alten Tagen die Begründung des Senioratsgesetzes zuzuschreiben, auf ihn gehen auch die Anfänge der Markgrafschaft Mähren zurück. Was nun den ersten der beiden Punkte — die Begründung des sog. Senioratsgesetzes anbelangt, so geht der Verf. des obigen Aufsatzes demselben scharf zu Leibe. Břetislav hatte — er selbst war der einzige Stammhalter des Přemyslidenhauses — fünf Söhne, von denen der jüngste für den geistlichen Stand, der älteste für den Thron in Böhmen bestimmt war; die anderen 3 Söhne Wratislav, Konrad und Otto sollten mit mährischen Fürstenthümern versorgt werden, aber diese Theilsfürsten besaßen ihre Gebiete nicht erblich, sondern in Kraft einer jedesmaligen Verleihung. Wie erfolgte in Böhmen die Erhebung auf den Herzogsstuhl? Das wesentliche Moment war die Wahl (electio) oder die Erhebung (promotio). Waren mehrere Candidaten vorhanden, so wurde eine Wahl vorgenommen; eine Erhebung fand statt, wenn nur ein Prinz vorhanden war. Hat Břetislav die bisherige Ordnung der Dinge geändert? Er trug sich mit dem Plane, die Wahl ganz aufzuheben und die Gepflogenheit den ältesten Prinzen zu erheben, zum Gesetze zu machen. Allein, und es ist ein Verdienst der vorliegenden Arbeit, dies betont zu haben: er ist nicht dazu gekommen, diese Thronfolgeordnung in regelmäßiger und feierlicher Weise zu geben, die „Nogation“ Břetislav's ist nicht landtätig festgesetzt worden, wie ihr ja auch die Bestätigung des Kaisers fehlte. Die Thronfolgeordnung war daher kein Staatsgesetz geworden, und auch in der Zukunft folgte der älteste Přemyslide nicht in Folge eines die übrigen Prinzen ausschließenden Erbrechtes, sondern weil man ihn wählte. Mit dieser Auffassung des Verf. der wir vollständig zustimmen, daß nämlich nicht die Břetislav'sche „Obtestation“ sondern die electio oder promotio eines Prinzen des Přemysliden-Hauses das in Böhmen herrschende Recht war, stimmt die ganze böhmische Geschichte dieser Zeitperiode, während die Ideen von einem staatsrechtlich zu Recht bestehenden Břetislav'schen Gesetze immer erst in die Geschichte hineingetragen werden müssen.

In diesen Nachweisen erkennen wir das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit. Die weiteren Ausführungen bieten wenig Neues. Die Thronkämpfe denen man ein Ende machen wollte, kamen auch später vor, in Mähren aber erscheinen in der Folge bekanntlich 2 Linien der Přemysliden, die Brünn-Znaimer und Olmützer Linie, bis endlich Konrad III. von Znaim, Brünn als Hülfst. des ganzen mährischen Landes erscheint (1181). Der Verf. benützt diese Gelegenheit, um nachzuweisen, daß die alten Historiker Palach gegenüber Recht behalten und Konrad III. und Otto nicht wie Palach will, zwei Persönlichkeiten gewesen sind, sondern daß sie identisch waren. Der Herzog führte eben so gut wie später Přemysl Ottokar u. a. zwei Namen. Auch die Vermuthung, welche der Verf. aufstellt, warum der Fürst Konrad III. in späteren Tagen unter dem Namen Otto erscheint, ist recht ansprechend. Seine Gemahlin war nämlich Eilika eine Prinzessin aus wittelsbachischem Hause, in welchem der Name Otto sehr beliebt war. Im Hause Wittelsbach und am kaiserlichen Hofe habe man den Fürsten von Znaim Otto genannt. Dieser mährische Fürst Konrad Otto war es, der, von der allgemeinen Strömung und dem Streben nach Erweiterung der Macht ergriffen, reichsunmittelbar zu werden strebte. In dem Streit den derselbe mit dem böhmischen Herzog führte, hat Kaiser Friedrich als Schiedsrichter vermittelt. Er hat entschieden, daß Konrad Otto sich mit Mähren zu Frieden stellen solle und zwar als Markgraf des hl. römischen Reiches deutscher Nation. So ward Mähren vom böhmischen Herzogthume abgetrennt und eine Markgrafschaft geworden, welche der Kaiser verlieh. Auch die weiteren Ausführungen des Verf. die sich meist als Folgerungen des bisher Gesagten darstellen, bieten nach manchen Seiten hin einiges Interesse.

Weniger zufrieden wird man mit den Beweismitteln sein, welche der Verf. anwendet, denn niemol er gerade seine wichtigsten Ausführungen auf Berichte echter Quellen stützt, so muß es von vornherein unangenehm auffallen, daß in zweiter Linie auch ganz offenkundige Fälschungen, an denen ja bekanntlich Böhmen und Mähren reicher ist als ein anderes Land, unter den Beweismitteln angetroffen werden. Ich will noch absehen, daß pag. 6 Libuřin süd citiert wird. Der Verf. — wie es den Anschein hat eine Tscheche — hält dies Denkmal vielleicht für echt, nun das ist Geschmacksache, aber viel schlimmer ist es, wenn pag. 8 dem Hildegardus Gradicensis, der bekanntlich nur im Kopfe Boczek's eine Zeit lang gespukt hat, eine halbe Seite gewidmet wird. Was die Trebitscher Annalen anbelangt, so würde Ref. sich gleichfalls nicht ohne vorausgehende genaue Untersuchung auf sie stützen wollen. Mit Recht ist der Verf. vielen irrigen Behauptungen des Vielschreibers Dudík entgegengetreten, da hätte er aber auch wissen können, daß die Worte pag. 43 Note 4 nicht Dudík angehören, sondern Wattenbach, dem er sie einfach entnommen hat. In einer deutsch geschriebenen Abhandlung sind auch die Namen dem deutschen Sprachgebrauch zu accommodiren. Der Verf. aber spricht von den wilden „Bršoci“; er schreibt Vladislav, Bratislav, Otakar; ad vocem Otakar bemerke ich, daß diese Palacký'sche Schreibweise in neueren Tagen leider in vielen deutschen Büchern zu finden ist, es hat Ottokar zu lauten, desgleichen Dietpold nicht Depold u. a. Eine eigenthümliche Maniriertheit ist es aus dem deutschen „Vor“namen einen Nachnamen zu machen und zu schreiben: Waiz Georg, Bidingen Max, Zeißberg Heinrich &c., nach solchen Voraussetzungen wird man bei G. Viernann den letzteren Namen auch für den Taufnamen halten müssen (pag. 7). Daß manche rein tschechische Ausdrücke ohne deutsche Erklärung im Texte stehen blieben, kann nicht gebilligt werden. Daß manche wichtige Hülfschrift nicht verwerthet wurde und manche stil. Härten vorhanden sind, muß gleichfalls hervorgehoben werden. Doch ich halte ein. Es hieße einen jungen und wie man sieht recht talentvollen Mann ganz entmuthigen, wollte man aus einer Reihe kleiner Versehen des schönen Gesamtbildes vergessen machen, das wir aus seiner Arbeit erhalten haben.

Adolf Benda: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Gablonz, 1877.

Die Geschichte der Stadt Gablonz, deren vier erste Lieferungen bereits in diesen Blättern angezeigt wurden, liegt nunmehr vollendet in einem stattlichen Bande vor uns. Der vierte Abschnitt „Gerichts-Bezirks- und Gemeinbewesen“, welcher unnöthiger Weise durch die Aufnahme des Wortlautes moderner Gesetze beschwert wurde, bietet nichts wesentlich Originelles, wogegen der fünfte Abschnitt „von der Industrie“ neuen und interessanten Stoff über die Feinweberei, Färberei, Tuchmacherei, Dosenfabrication, Delmalerei, Gürtlerei und besonders über die Glasindustrie des nördlichen Böhmens bringt. In den beiden folgenden Kapiteln: „Zunftwesen“, „Vereinswesen“, haben wir es fast ausschließlich mit Schöpfungen dieses Jahrhunderts zu thun; unsern Politikern empfehlen wir die Thatsache zur Erwägung, daß der 1870 in Gablonz ins Leben getretene deutsche Vereinsverein i. J. 1877 wegen Mangels an Theilnahme eingegangen, beziehungsweise von der Statthalterei aufgelöst worden ist, während die tschechische Beseda daselbst unter der Leitung von Ausschüssen mit ganz deutschen Namen muthig vorwärts strebt. Die Abschnitte VIII und IX enthalten schätzenswerthes, gut verarbeitetes Material über Aberglauben, Sitten, Gebräuche und Sagen der Gablonzer Gegend, während sich der X. Abschnitt mit den Cultusgemeinden beschäftigt; die Vollständigkeit des Werkes beeinträchtigt allerdings der Umstand, daß P. Josef Kessel, der eifrige Förderer des Buches, es vorzieht, die „katholische Kirchen- und Schulgeschichte“ selbständig erscheinen zu lassen. Der evangelische Pfarrer Max Lampadius hat sich nicht bedacht, die gutgeschriebene Geschichte der evangelischen Gemeinde dem Werke Benda's einzuverleiben. Als andere Mitarbeiter werden noch Jos. Böhl, Heinrich Pindter

Franz Köppler und Josef Luke genannt. — Alles in Allem: Herr Benda hat eine verdienstliche Arbeit geliefert, für die ihm seine Stadt- und Gaugenossen zu Danke verpflichtet sind. L. S.

Friedr. Bernau: Geschichte der ehemaligen Herrschaft Winteritz und einstigen Schutzstadt Radonitz. Komotau, 1877.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Ortsgeschichte Deutschböhmens immer schönere Blüten treibt und dabei mit deutscher Gründlichkeit betrieben wird. Dies gilt von dem vorliegenden schmucken Büchlein, dessen Verfasser bereits durch mehrfache Abhandlungen einen gut bekannten Namen erlangt hat. Hiermit und mit A. A. Raaffs Geschichte von Willomitz wäre möglichstweit die Vergangenheit jener paradiesischen Landschaft aufgeklärt, die, einst die Bucht eines ungeheueren See's, nun den herrlichsten Winkel von Böhmens Kornkammer bildet. Die Fruchtbarkeit des Bodens ließ frühzeitig wirtschaftliches Leben hier Wurzel fassen. Viele Ortschaften wie Radonitz, Radigau, Rodbern (Ratibor), Radstitz reichen dem Namen nach bis in die Keltenzeit zurück.²⁾ Wenigstens kehrt die Wurzel „Rad“ im Keltischen häufig wieder. Geborgen hinter den Bergen und abseits von der großen Heeresstrasse gelegen, blieben diese gesegneten Fluren mehr oder weniger von den Kriegsstürmen verschont, welche durch das Land dahin rasten. Daher gestaltet sich ihre Vergangenheit mehr zu einer Geschichte des Friedens und Segens als zu einer Kriegsgeschichte. Der Hussitenkrieg, welcher ganz Böhmen erschütterte, ließ freilich auch diese Gegend nicht ganz unberührt. Noch in den Urkunden des XV. und XVI. Jahrhunderts werden häufig öde und eingegangene Dörfer erwähnt. Unter den Besitzern nennt das Büchlein zuerst die Rittergeschlechter: von Winteritz, dessen Stammvater Wintherus die Schenkungsurkunde für die Maschauer Cistercienser (1196) unterschrieb, und von Džedielic — ein Džir von Džedielic war Befehlshaber der hussitischen Besatzung in Kaaden, als diese Stadt 1421 von dem deutschen Kreuzheere bestürmt wurde — dann die Herren v. Schönburg. Von diesen erzählt der Verfasser, daß sie im XIV. Jahrhundert als nahe deutsche Colonie die Stadt Willomitz gegründet haben. Wollen wir auch an dem Deutschthume der Bewohner in jener Zeit nicht rütteln, so ist doch zu bedenken daß die Herren von Egerberg bis unter K. Karl IV. im Besitze von Willomitz waren, welche das nahe Fünfhunden inne hatten und sich später in die Linien auf Fünfhunden (Pietipesky) und auf Plan (Planský) teilten. Ihr Wappen unterschied sich wesentlich von jenem der Schönburge, einem Schilde mit 4 schrägen Querbalken. Es ist daher richtiger einem Wilhelm von Egerberg die Gründung von Willomitz (Wilelmov) zuzuschreiben. Doch dürfte mit den Herren von Schönburg der abgetrennte Waldbesitz „Krondorf“ an der Eger und die Waldung „Röbling“, welche den Schönburgischen Besitz Pürstein-Neuschönburg umsäumten, und wie der Name besagt, gleich diesem Krongut waren, zur Herrschaft Winteritz gekommen sein. Von den nachfolgenden Besitzern sind Hieronymus Schlick und sein Anverwandter Graf Heinrich Mathias von Thurn aus der Landesgeschichte bekannt. Ersterer wird heutzutage als Gründer der preussischen Macht angesehen, da er zuerst den glücklichen Versuch machte, „aus rohem Schlick eine feine Mark herauszuarbeiten“, d. h. die Brandenburgischen Länder zu einem Ganzen zu verschmelzen; doch ärndtete der große Staatsmann schnöden Un dank von Joh. Sigismund Kurfürsten zu Brandenburg. Ihm folgte als Erbe Graf Heinrich Mathias von Thurn einer der rüthrigsten Gegner und Anführer in der böhmischen Ständerevolution, welcher die erste Losung zum berühmten Fenstersturze (23. Mai 1618) gab, Budweis belagerte, den kais. General Dampiere bis Komnitz zurückwarf, Neuhaus belagerte, ja selbst vor Wien

2) Was wir nicht so unbedingt unterschreiben möchten. — Die Red.

rückte und den Kaiser in seiner Hauptstadt belagerte und den Sultan zum Kriege gegen Ferdinand II. aufzustacheln suchte. Nach der Schlacht am weißen Berge wurden seine Güter eingezogen und die Unterthanen, welche die protestantische Gesinnung ihres Grundherrn theilten, in der üblichen Weise katholisch gemacht. Der neue Besitzer Graf Ferdinand von Nagaroll, einer der vielen ausländischen Abenteuerer im Dienste Ferdinands, war als kaiserlicher Commissär zur Bestrafung der Rebellen nach Kaaden entsendet worden und empfing hier am 27. November auf dem Ringplatze unter einem Galgen die Huldigung von seinen Unterthanen. Die Schrift, welche mit vielem Fleiße und Verständniße abgefaßt ist, bietet daher genug des Interessanten über die Kreise hinaus, für welche sie zunächst berechnet ist. Eine deutsche Uebersetzung des Majestätsbriefes Königs Vladislaw II., mit welchem 1514 über Bitte des Opel Rixum auf Neuschönburg das Dorf Radonitz zu einem Städtchen erhoben wurde, bietet die urkundliche Ausstattung des Textes. Der Geschichte der Herrschaft Winteritz und der Schutzstadt ist am Schluß eine Geschichte der einzelnen Dörfer beigelegt, welche einstmals zu ersterer gehörten. Ehre gebührt dem Hrn. Verfasser, welcher seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort in so würdiger Weise ehrte.

J. W.

Reinhold Bechstein: Heinrich's von Freiberg Tristan. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von **Karl Bartsch**. Fünfter Band.) Leipzig, 1877.

Auch für dieses Buch darf ich bereits mit Berufung auf Martins Vortrag (S. 26 f. dieses Jahrganges) das Interesse der Leser der „Mittheilungen“ für gewonnen betrachten. Der Dichter Heinrich von Freiberg ist denselben vielleicht schon durch die Tristanübersetzung von Hermann Kurz, gewis aber durch den Aufsatz Toischers (XV, 149 ff.) kein Fremder mehr. Wir erhalten hier eine neue Ausgabe seines Hauptwerkes, der Fortsetzung des Tristan Gottfrieds von Straßburg, durch Prof. Reinhold Bechstein, der zuvor auch Gottfrieds Werk herausgegeben und dadurch schon zu einer Ausgabe von Heinrichs Dichtung besonders berufen gelten darf. Denn verglichen mit Ulrich von Türheim, der um 1240³⁾ Gottfrieds Tristan fortsetzte, und einer zweiten Fortsetzung im Geiste der französischen Fabliaux, auf welche Bechstein in der Einleitung zum erstenmale aufmerksam macht, ist Heinrich unbestritten derjenige, der seinem großen Vorbilde am nächsten kommt, wenigstens in dem was er von ihm lernen konnte, in der Darstellung, in stilistischer Beziehung und im Versbau, worüber der Herausgeber in der Einleitung handelt. Freilich das ganze Genie Gottfrieds hat sich ebenso wenig in ihm fortgesetzt, als er der Sagengestaltung folgte, die jener gewählt hatte. Zwar gibt er sich äußerlich den Anschein, als folge er ihr, ja er beruft sich sogar auf Gottfrieds Gewährsmann Thomas von Britanja, aber das ist sammt der lampartischen Zunge, in der jener gesprochen haben soll, nur eine Redensart. Wie weit steht von Gottfrieds echtem Geiste ab die abenteuernde halb novellistische Abschweifung an Arins Hof und die neuen Liebesabenteuer mit der blonden Isot, wie weit ab der geistliche Schluß (6847 ff.), der aus der glühendsten Leidenschaft unserer mittelhochdeutschen Dichtung ein Spiegelbild macht, das zeigen soll wohin weltliche Liebe führt, und indem er auf die ewige Liebe hinweist, den blühenden Rosendorn und die Weinrebe, die aus dem Grabe der Liebenden sprießen, umdeutet auf Christus und uns Menschen, und mit einem dreimaligen Amen schließt.

Aber trotz dieses Abstandes, den er selbst recht gut fühlt, vertritt der Epigone doch wie

3) 1340, wie S. V steht, ist Druckfehler.

Martin richtig sagte „die Nachblüte der mittelhochdeutschen Literatur nicht unwürdig“ und die Sorgfalt womit der Herausgeber in Einleitung, erklärenden Anmerkungen und Wörterbuch seinen Tristan uns wieder nahe zu bringen sich bemüht, ist nicht verschwendet. Wir aber haben noch ein näheres Interesse an dem Gedichte. Denn es ist, wie Heinrich uns selbst im Prolog meldet, für einen böhmischen Adligen Raimund von Lichtenburg verfaßt, den Toischer bis zum Jahre 1317 nachgewiesen hat, und so bildet die vorliegende Ausgabe eine Ergänzung der „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen.“

Zwei andere Gedichte desselben Heinrich sollen in der „Bibliothek“ in kritischer Ausgabe erscheinen, von denen das eine gleichfalls einen böhm. Adligen Joh. v. Michelsberg und dessen Ritterfahrt nach Paris verherrlicht, das andere die Sage vom h. Kreuz behandelt. Den Zweifel den Bechstein früher geäußert, ob diese im Stile vom Tristan so sehr abstechenden Dichtungen auch von unserm Heinrich seien, hat er jetzt aufgegeben. Ja er glaubt den sichern Beweis liefern zu können, daß noch ein bis jetzt für namenlos geltendes Gedicht, die Erzählung vom Schrätel und Wasserbären, Heinrichs Eigenthum sei. Ich muß diesen Beweis abwarten, ehe ich mich darüber aussprechen kann.

Nach Böhmen gehört Heinrich zum mindesten durch seine dichterische Thätigkeit. Toischer hat es aber wahrscheinlich zu machen gesucht, daß er auch hier heimisch war. Bechstein verfaßt sich zu diesem Ergebnis Toischers nicht nur zustimmend, er macht in der Beobachtung, daß Heinrichs Sprache nicht rein mitteldeutsch, sondern aus hoch- und mitteldeutsch gemischt ist, einen Umstand geltend, der Toischers Argumentation nur unterstützen kann, während er gegen die Identität eines von anderer Seite in Halle a. d. Saale nachgewiesenen Heinrich von Freiberg mit unserm Dichter gegründete Bedenken erwecken muß, die noch durch die äußeren Verhältnisse dieses Hallensers verstärkt werden.

Ich glaube nicht, daß ich nach dem Gesagten erst noch nötig habe, Bechsteins Buch meinen Lesern besonders zu empfehlen.

H. Lambel.

Leo Blaff: Das Theater und Drama in Böhmen bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Historische Rückblicke. Prag, 1877.

Die Absicht des Verfassers als Festgabe zur hundertjährigen Gründungsfeier des deutschen ständischen Theaters eine umfassende und wahrheitsgetreue Geschichte desselben als „Festgabe“ zu bringen, ist keine leichte Aufgabe; der Verfasser konnte, wie er selbst gesteht, nur Rückblicke, nicht aber eine erschöpfende Geschichte des Theaters in Böhmen geben. Der Verf. geht wenig betretene Pfade; Hanus' Arbeit über die Osterspiele, Schottkys Andeutungen (Gubernialarchiv) und Journalnotizen dürften so ziemlich Alles sein, wenn man über die ältere Zeit die einschlägigen deutschen Werke über die Entwicklung des Dramas und der deutschen Bühne abrechnet. Im Ueberblick über die ältere Zeit bespricht der Verfasser die Entstehung des Dramas in der Kirche, die Mysterien (Misterien), die als Osterspiele und Drei-Marienspiele erscheinen und in Böhmen sich ganz analog wie in Deutschland änderten, erweiterten, aus der Kirche auf den Markt heraustraten, komische und satirische Elemente aufnahmen. Im 16. Jahrhunderte treten die Studentenschauspiele in lateinischer Sprache auf die Bühne. Der Verfasser konstatiert, daß jedem nationalem Aufschwung in poetisch-künstlerischer Beziehung — zuerst in der aus den Misterien erwachsenden Volksbühne, später in dem aus dem lateinischen Spiel sich gestaltenden nationalen Drama — ein trauriges Ende durch die hussitische Erhebung und durch die revolutionären Bewegungen des 17. Jahrhunderts bereitet wurde (S. 13). Das nun folgende Jesuitendrama hielt wenigstens das Interesse für das Schauspiel beim Publicum aufrecht. Die interessanten und echt volkstümlichen Literaturvereine (eine Analogie der Meisterjün-

gerei) pfliegten Gesang und Schauspiel weiter. In Gabel wurde 1571 eine deutsche Vorstellung „Saul“ aufgeführt von Matthäus Holzwart. Auch dauerte „das Bauerntheater“ des 16., 17. und 18. Jahrhunderts fort; welch' gewaltigen Raum das deutsche Spiel einnimmt, gibt der Verfasser allseits zu, wie ja jene epochemachende Vorstellung in Gabel schon vermuthen läßt. Im 17. und 18. Jahrhundert führten die Jesuiten auch böhmische Stücke auf, dann zog die italienische Komödie in Prag, wie in den österreichischen Erblanden überhaupt ein, diese begünstigte besonders der Adel, auch die englische Schauspieltruppe und die deutschen Komödiantenbanden fanden sich ein. Schon 1690 verdrängte eine deutsche Gesellschaft die Italiener und hielt sich volle 3 Jahre in Prag; der Pickelhäring fand sein dankbares Publicum, zu dem er „die patriotisch gesinnten Deutschen“ einlud; das italienische Musikdrama, die Vorliebe der Prager für Musik und Gesang benützend, verdrängte auf eine Zeit das deutsche Schauspiel. Die Reihe der unsittlichen Principale schließt mit Josef Kurz (Bernardon.) Das Kogentheater wird ein stehendes Theater. Brunians Bestrebungen wurden vom Publicum begünstigt. Was Brunian mit deutschen Schauspielern in böhmischer Sprache versuchte, ist der Curiosität wegen lesenswerth (S. 78). Durch Wahr's und Bondini's intelligente Thätigkeit gedieh das Theater vorzüglich. Die Stücke im böhmischen Theater auf dem Roßmarkt und im Hibernertheater fanden wohl ein dankbares Publicum durch den Eifer der Patrioten, leider aber fand das Theater eine Schriftsteller. Das von den Ständen übernommene Theater machte bald der Rivalität des böhmischen Theaters, das den Thespismagen auf die Kleinseite geführt, ein Ende. Quaradonis und Liebichs intensives Wirken war auf längere Zeit hin von Erfolg gekrönt. Der Verfasser fragt am Schluß seines interessanten und gut geschriebenen Ueberblicks, ob das deutsche Theater auch eine solche Erfrischung der Literatur veranlaßte, wie das unlängbar in der böhmisch-dramatischen Literatur der Fall war. Er verneint diese Frage. Selbstverständlich konnte das deutsche Theater in Böhmen keine weit abgehende getrennte Entwicklung von der Gesamtströmung der deutschen Literatur haben; es war offenbar dasselbe Verhältniß wie noch heut zu Tage. Anders war es wenigstens theilweise, in der böhmischen Literatur. Hier war man mit den bescheidensten Leistungen zufrieden, die patriotische Freude des Volkes, in seiner Muttersprache von den Brettern, die die Welt bedenten, zu sich reden zu hören, war in der großen Dede immerhin ein frischer Quell. Die ruhige objective Darstellung des Verfassers dem es vor Allem um die Zeichnung der Entwicklung des Theaters zu thun ist, ohne daß er sich in Declarationen über das Warum? und Wie? verliert, verdient alle Anerkennung. Das Buchlein orientiert den Laien vollkommen; es ist zu wünschen, daß der Verf. seine Studien auch für das 19. Jahrhundert fortsetzt. Oskar Tenbner hat in seinen fleißigen Arbeiten (Beilage zur „Bohemia“) in ausführlicher Weise dasselbe Thema in Angriff genommen, ein Beweis, daß unsere Zeit das Bedürfniß eines solchen Rückblickes empfindet, wozu die hundertjährige Gründungsfeier des ständischen Theaters noch dazu einen äußern Anlaß gibt. L. F. 107

Dr. **Eduard Hlawacek**: Goethe in Karlsbad. Karlsbad, 1877.

In diesem Buche findet der Leser alle Details, die über den Aufenthalt Goethe's in Karlsbad in „Goethe's Leben“ von Heinr. Viehoff, in des Dichters „Annalen oder Tag- und Jahresheften“ und in dem Briefwechsel mit verschiedenen Personen aufgezeichnet sind, mit sichtlichem Sammeleifer zusammengetragen. Da Goethe in den Jahren 1785, 1786, 1795, 1806, 1807, 1808, 1810, 1811, 1812, 1818, 1819 und 1820 zum Curgebrauche und 1823 zum Besuche in Karlsbad gewesen, und er diesem Orte immer eine große Anhänglichkeit entgegengebracht hatte, ja auch selbst im Interesse des Curortes schriftstellerisch thätig gewesen, so bleibt eine solche Zusammenfassung der vielfachen Äußerungen Goethe's selbst über seinen Aufenthalt in Karlsbad und über seine literarischen Pläne und Arbeiten, die ihn daselbst beschäftigten, nicht ohne In-

teresse. Aber die Art und Weise Hlavacel's das ihm zu Gebote stehende Material zu einer zusammenhängenden Schrift zu gestalten, ist keine derartige, daß sich der Herausgeber das Verdienst zuschreiben dürfte, eine „Monographie“ verfaßt zu haben, wie er laut seines Vorwortes den Anspruch erheben will. Da müßte denn die Schrift doch etwas mehr sein, als eine einfache chronologische Wiedergabe der vorgefundenen Aufzeichnungen. Doch wollen wir uns mit den letzteren begnügen, da sie ja — weil unseren großen Dichter betreffend, dessen häufiger Aufenthalt in Karlsbad für dasselbe ehrend bleibt, — in einem Buche gesammelt uns willkommen sein können. Da der Reinertrag des Werkes bestimmt ist, zur Errichtung eines Goethe-Monumentes in Karlsbad den Grund zu legen, so wollen wir dem Buche recht viele Abnehmer wünschen.

Nbr.

A. Paudler: Nordböhmisches Volkslieder. Eine kleine Sammlung als Vorarbeit zu einem umfassenderen Werke. B.-Leipa, 1877.

Der Herausgeber dieses Büchleins, welcher Gymnasial-Professor in Böhmisches-Leipa ist, und Hr. Oberlehrer Dr. W. Loose zu Dübeln in Sachsen haben sich zur Sammlung und Herausgabe „Volksstümlicher Lieder und Sprüche aus Nordböhmen und der Lausitz“ vereinigt. Kinderlieder und Kindersprüche, Weihnachtsspiele, Volkslieder, allerhand Sprüche (wie bei der Aerndte, Hochzeit u. s. w.), Reime und poetische Inschriften (wie an Gebäuden, auf Glocken u. s. w.) sollen in dieser Sammlung Aufnahme und Verewigung finden. Das Unternehmen ist nun ein sehr löbliches und wir zweifeln nicht, daß damit ein wertvoller Schatz echter Volksstümlichkeit gehoben und geborgen werden wird, an welchem man dann auch in der Ferne seine liebe Freude haben kann. Paudler's Büchlein ist ein Vorläufer dieser Sammlung, es enthält eine kleine Auswahl von solchen Volksliedern, Sprüchen u. s. w. und verfolgt den Zweck, auf das Unternehmen aufmerksam zu machen und zu Beiträgen anzuregen. Diese mögen denn recht reichlich fließen und wer in Nordböhmen von den angedeuteten Dingen etwas kennt, das Hrn. Professor Paudler gefällt, mittheilen. Diesem selber aber möchte Schreiber dieses raten, nach Abschluß der Sammlung sich doch nur auf eine Auswahl des Besseren und wirklich Einheimischen zu beschränken. So sind z. B. in der vorliegenden Sammlung „Das zehnte Jägerbataillon“ und der „Gesang vom zehnten Jägerbataillon“ gewis eingewanderte Fremdlinge; nebenbei bemerkt ist das erstgenannte Lied, dessen Stoff dem J. 1848 angehört, auch für die poetischen Bedürfnisse des Kriegsjahres 1859 zugerichtet worden. Man kann an diesem Beispiele sehen, was die Tradition wert ist und wie man irre ginge, wofern man ihr folgen würde. Jedenfalls wünschen wir der Sammlung der Herren Paudler und Loose den besten Fortgang und daß dieselbe recht viele Perlen volkstümlicher Poesie der Folgezeit erhalte.

R.

Anton August Naaff: Liebesgaben. Poesie- und Novellen-Album Komotan, 1877.

Man nimmt derlei Album„gaben“ meist mit dem Gedanken in die Hand Erstlingsversuche zu finden, die sich in die rettenden Blätter solcher „Liebesgaben“ flüchten, um nicht in stillem Gram ein vorzeitiges Ende zu finden, leider nur vom Verfasser allein betrauert. Bei Wohlthätigkeitspoemen gibt man für die gute Sache etwas, für die Poesie nichts. Talente zehnten Ranges klammern sich um einen oder zwei Dichtergestalten und segeln unter der schützenden Flagge auf den großen Gewässern. Die Dichtersonnen strahlen dabei im echten Glanze, sie haben keinen Schaden davon, ihr Ruhm ist fest gefügt; die Dichtertrabanten haben wenigstens die Freude sich gedruckt zu sehen. So war es mit der alten Taschenbüchlerliteratur, deren Zei-

vorüber ist, jetzt ist es häufig so mit der ganzen specifischen „Wohlthätigkeitsliteratur.“ Um so angenehmer wird man überrascht, wenn man das hübsche Buch aufschlägt und mit ganz wenig Ausnahmen wirklich Reifes, Gedankenschönes findet. Viele dieser Gedichte sind vom echten Pulsschlag unserer Zeit durchwärmt. Im Vaterlande selbst mangelt es nicht an Poeten, die keine bloßen Lückenbüßer sind, aber auch die Ferne hat reiche Dichtergaben gespendet. August Naaff, der verdienstvolle Redacteur, windet manchen duftenden Strauß und gibt in fein geschnittenen Gemmen seine reife Lebensanschauung oft scharf und bitter, aber nie verlegend und immer formgewandt, Schulbes zeigt ein nettes Talent, Fercher von Steinwand läßt wieder einmal seine kräftigen, gepanzerten Verse erklingen; das wunderschöne Gedicht „Bürger der Schöpfung“ ist eine wahre Perle des Buches; er hat die alte Schroffheit abgestreift und wandelt in geläuterter Schönheit ruhiger Bahnen. Emil Franzos gibt in seiner „Neuen Weisheit des Bramanen“ eine lustige Parodie der Spruchweisheit Rückerts, die dem Dichter gewiß Niemand übel nehmen wird. Em. Hübel's „Wie's dem Jähzorn ergieng“ ist dafür keine sehr gelungene Nachahmung von Rückerts schöner Allegorie „Phantastie, das ungeheure Riesenweib, saß zu Berg.“ Costanze Monter ringt noch mit der Form in Versen, wie: „Was gut und schön und wahr da ist.“ Cappilleri liebt unmögliche Reime; für Sphinxen raten wir dem Fräulein Margaretha Halm lieber Sphinxen. Wir treten damit den reichen Gaben der Spender nicht nahe. Es ist so viel des Schönen da, daß man Formsplitter nicht sieht oder wenigstens nicht zu sehen braucht. Die Novellen und die vermischten Beiträge sind prächtige Beigaben frisch empfunden und fein gestimmt. Auch Ferdinand Stamm den unermüdlichen Telamonier für das Erzgebirg finden wir in dieser gewählten Gesellschaft; eben so den sagenkundigen Bernau („Die Soldaten im Radischerberg“, ein höchst schätzenswerter mythologischer Beitrag!). Winkler gibt einen dramatischen Scherz „ein ehrlicher FINDER,“ Emil Walther einen gut geschriebenen Essay über Ferdinand Raimund und seine dramatischen Volksmärchen; man muß sich zwar gegen die ästhetische Theorie Walthers, daß wir den Wert eines Dichters daran erkennen, daß er in „durchgehends edler Form neue Wahrheiten enthülle“, verwahren, aber seine Darstellung des Raimund'schen Schaffens aus der Wirklichkeit und dem Leben heraus und die feine Würdigung von Raimund's dichterischen Verdiensten um das Volksstück ist ihm in treffender Kürze vollkommen gelungen. So sind die glänzenden Autorennamen eines Hamerling, Egon Ebert, Meißner keine bloßen Locktöne und die „Liebesgaben“ sind es auch noch in einem andern Sinn; sie zeugen von der ewig jungen Liebe zur Gedankenkunst in unserer Heimat und so ragen sie so hoch über die Sandfläche der gewöhnlichen Albumliteratur hinaus. Um mit einem Wort eines der Dichter der Liebesgaben zu schließen. Es ist den meisten Spendern diese Beiträge gelungen zu sagen: „was du fühltest im Gedicht, daß es zu Tausend Herzen spricht.“

Dr. L. Chevalier.

Dr. Franz Heber: Raphael Mengs in „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken.“ Herausgegeben von Dr. Robert Dohme. 36. Lieferung. Leipzig, 1877.

Wenn wir von den Biographien und den Charakteristiken dieses vortrefflichen Werkes die des in der Ueberschrift genannten Künstlers herausheben, so geschieht dies deswegen, weil dieser Künstler ein Angehöriger unseres Vaterlandes (geb. zu Auffig am 13. Mai 1728, gest. zu Rom 1779) ist, und uns also diese Mittheilungen über ihn und seine künstlerische Bedeutung ein besonderes Interesse einflößen.

Der diesen Künstler betreffenden biographischen und charakterisirenden Darstellung in Dohme's großem Werke wird vorerst eine allgemeine kurzgefaßte, aber treffende Charakteristik der Kunst der Malerei kurz vor der Zeit und um die Zeit unseres Künstlers vorangeschickt. Im 18. Jahrhunderte konnte nur eine Nation, die französische, stilbildende Originalität aufzeigen,

nämlich im idyllischen Genre. Die übrigen Länder zehrten vom Allen. In Deutschland war von einer selbstständigen Kunst keine Spur. Unter allen Höfen war es nur der kurländische, der der Kunst noch ein Asyl gewährte. Von August III. (1733–63), der hauptsächlich italienischem Geschmache huldigte, wurde die berühmte Dresdener Galerie gegründet, in der besonders Schöpfungen früherer, großer Meister vertreten waren. Die Sammlung der Galerie blieb nicht ohne Einfluß auf den Kunstbetrieb, wenn auch zunächst nur auf das Copiren der verschiedenen Meister. Freilich verfehlte man durch solche Versuche den richtigen Zweck, indem man das Studium der Meister nicht als Mittel zu diesem betrachtete, sondern das Ideal der Kunst in der Virtuosität sah, mit der man die Compositionsweise, die Formgebung, Farbe und Lichtführung der Meisterschöpfungen bis auf den Pinselstrich nachahmte. Ein solcher Virtuos war vor Allen Ch. W. E. Dietrich (1712–74) in Dresden. Diese Kunstfertigkeit wurde damals so allgemein als wahre Kunst angesehen, daß ein Zanotti, ein Algarotti und selbst Winkelmann dem genannten Maler alles Lob spendete und letzterer ihn sogar einen „Raphael unserer und aller Zeiten in Landschaften“ nannte. Eine gute Folge dieser Art des Kunstbetriebs hebt der Verfasser der vorliegenden Schrift hervor: „Statt in virtuosenhafter Manierirtheit in die Eigenart Einzelner sich einzuleben, fing man an, das Vorliegende dahin zu verwerthen, daß man, gleichsam die Summe des Gesamteinflusses ziehend, sich von dem Banne der herabgekommenen jüngsten Ateliertradition zu befreien und wieder auf die besten Vorbilder zurückzugehen strebte.“ Die Nothwendigkeit eines solchen Strebens in der Kunst, um die tief herabgekommenen wieder zur entsprechenden Würde zu erheben, wurde von Künstlern und Laien immer mehr erkannt, und da unter vielen anderen auch von Ismael Mengs, dem Vater unseres vaterländischen Meisters. Dieser lebte als Miniatur- und Emailmaler am Dresdener Hofe in der geachteten und günstigsten Stellung. Als sich ihm aber in der neugegründeten Galerie eine neue Welt ungeahnter Kunstschönheit eröffnete, „kam er in den peinlichen Conflict mit seiner Ueberzeugung, seine Thätigkeit nicht mehr in Einklang bringen zu können, ohne sein Kunstgibt, seine technischen Ererungenschaften, ja selbst seine Stellung aufzugeben, und er beschloß daher, dafür zu sorgen, seinen Nachwuchs in den seinerseits zu spät gewordenen Anschauungen und zwar schon von Kindesbeinen an zu erziehen.“ Hauptsächlich war es sein drittes Kind, Anton Raphael, das ihm während eines Sommeraufenthaltes 1728 in Auffig geboren worden, durch welches er seine schönsten Hoffnungen verwirklicht sehen wollte, wie er schon durch die Corregio und Raphael entlehnten Taufnamen des Knaben andeutete. Dem Wunsche des Vaters, den dieser durch eine eigenthümliche strenge Erziehung, durch einen beständigen Hinweis auf die besten Vorbilder, durch die ängstlichste Abwehr aller in der Zeit gelegenen Verfalls-Einflüsse und durch ein rastloses Anhalten zu ununterbrochenem Fleiß der Erfüllung entgegen zeitigen wollte, kam in den Anlagen des Sohnes zur Kunst das notwendigste Erfordernis entgegen. Die Erziehungsmethode des Vaters, über die Merkwürdiges nachzulesen ist, würde allein nie zum Ziele gelangt sein.

Raum war der Knabe 13 Jahre alt, eilte der Vater mit ihm nach Rom, wo er Raphael und Michael Angelo und die Antiken im Vatican studieren mußte und an den Menden den Unterricht Benefiale's, des einem vorgeschrittenen Geschmache huldigenden, vortrefflichen Zeichners und Coloristen, im carvaccisichen Sinne genoß. Nach dreijährigem Aufenthalte in Rom wurde Raphael wieder nach Dresden zurückgeführt.

Hier wurde durch den italienischen Sängler Annibali die Aufmerksamkeit des Königs August III. auf den jungen Künstler gelenkt. Der König ließ sich von ihm malen und setzte ihm eine jährliche Pension aus. Die Bewunderung der Corregio's in der Dresdener Galerie brachte den Wunsch Raphael's zur Reise, sich der Historienmalerei zu widmen. Er sehnte sich wieder nach Rom, um dort „gleichsam unter den Augen der zwei Kunstheroen des Vatican's“ sich zum selbstständigen Künstler auszubilden. Im Jahre 1776 trat also Raphael seine zweite Wanderung nach Italien an; in Venedig studierte er Titian, in Parma Corregio, in Ferrara und Bologna

die Meister der betreffenden Schulen und in Rom selbst entfaltete sich während der drei Jahre seines abermaligen Aufenthaltes seine erste künstlerische Selbständigkeit in der Darstellung einer heiligen Familie im Stile des Urbinaten. Als Mengs wieder nach Dresden zurückkehrte und sein Gemälde als Probe einer neuen Kunst und Richtung überbrachte, zog mit einem Male ein ganz neuer Geist in der Kunststadt ein.

Bis daher wollten wir in kurzen Strichen die Entwicklung unseres vaterländischen Künstlers zur Selbständigkeit skizziren. Mengs' ferneres Streben auf dem Gebiete der Kunst, seine Lebensschicksale, Auszeichnungen und Erfolge auch nur im kürzesten Auszuge aus der Reber'schen Biographie und Charakteristik dieses Künstlers zu verzeichnen, würde uns zu weit führen. Wir verweisen Alle, die sich für den Künstler interessieren, auf die vortreffliche Schrift selbst. Nur wollen wir noch hervorheben, daß Mengs von seinen Zeitgenossen als Künstler völlig vergöttert wurde, obgleich seine Kunst mehr eine replicirende als selbständig schöpferische war. Doch in der damaligen Zeit war diese Werthschätzung dieses Künstlers nicht bloß begreiflich, sondern auch deswegen gerechtfertigt, weil Mengs nach den besten Meistern und nicht nach verkommenen Ausläufern gelernt hatte und das Gewonnene mit dem Geiste eines echten Künstlers zu verwerthen gewußt hatte. Darum schätzte ihn auch Winkelmann, der größte Kunstkenner des vorigen Jahrhunderts, der in seinem längeren Verkehre mit ihm ebensoviel von ihm an stofflicher Anregung gewann, als er wieder dafür bot, so hoch. Von dem Deckengemälde „der Parnas“, das Mengs für die Villa Albani malte, ließ sich Winkelmann bis zu den Forten entzusehen: „Raphael habe nichts hervorgebracht, das dieser Schöpfung könnte verglichen werden und man könnte sagen, daß jener Künstler seinen Werken nicht diese hohe Vollendung gegeben“ und: „Ein schöneres Werk sei in allen neuern Zeiten nicht in der Malerei erschienen, selbst Raphael würde den Kopf neigen.“

Zum Schluß wollen wir die zusammenfassenden Worte Rebers über des Künstlers Bedeutung im Allgemeinen für seine Zeit wiedergeben: „Ist es auch unfeugbar, daß seine Bedeutung von ihm selbst wie von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen zu hoch gehalten worden, und daß es entschieden zu viel war, seine Büste im Pantheon neben die Raphaels zu setzen, so ist doch das als sein Verdienst nicht zu unterschätzen, daß er von der ausgelebten italienisch-französischen Manierirtheit sich mit Energie abwandte und in seinen Grundsätzen rein auf die Lehre der Carracci zurückgehend, sich möglichst den besten Vorbildern angeschlossen. Gleichsam schon durch seinen Taufnamen nach der Intention seines Vaters dazu prädestinirt, suchte er sich besonders zwischen Raphael und Corregio seinen Weg, der freilich weder gerade noch selbständig genug war, sondern bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite abbog und sich auch gelegentlich sogar zur Antike hinwandte. Er hat sich daher so wenig einen eigenen als einen fertigen Stil geschaffen, sondern diesen je nach Gegenstand, Neigung oder Zweck variirt. In Bezug auf den einheitlichen Guß stand er vielen Meistern auch seiner Zeit nach; hinsichtlich des Colorits war er wol, allen seinen Zeitgenossen ebenbürtig, an Correctheit und Adel der Zeichnung ihnen überlegen. Betrachtet man ihn aber in Hinsicht auf seine Stellung in der allgemeinen Kunstentwicklung, so muß er an die Schwelle zweier Perioden gesetzt und als zusammenfassender Abschluß der älteren wie als Vorbote der neueren Kunst betrachtet werden. Zum Bahnbrecher einer neuen Richtung hatte er nicht die selbständige Kraft; dazu fehlten ihm die Schwingen des wirklichen Genies.“

Dem Feste sind die Bilder „Der Parnas“ und „Christi Geburt“, Delgemälde im Museum zu Madrid, sowie das Portrait Mengs' beigegeben. Joh. Neubauer.

Dr. Alexander Budinszky: Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte dieser hohen Schule. Berlin, 1876.

Aus zwei Gründen wird man es begreiflich finden, wenn das vorliegende Buch, welches namentlich in Frankreich als ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der Pariser Hochschule begrüßt wurde, auch den Lesern unserer Zeitschrift empfohlen wird. Vorerst ist es nicht unbekannt, daß Karl in ganz besonderer Hinsicht auf den Glanz und das Ansehen, welches die Pariser Hochschule und durch diesen ganz Frankreich besaß, die Prager Universität gestiftet hat. In Frankreich hat Karl IV. die Elemente des Wissens in sich aufgenommen, namentlich scheint er sich daselbst jenes theologische Wissen angeeignet zu haben, welches seine Zeitgenossen so sehr in Bewunderung versetzte und von welchem sich dankenswerte Proben in seiner Selbstbiographie und an anderen Orten erhalten haben. Wir hoffen über die theologische Gelehrsamkeit Karls IV. gelegentlich einmal in den „Mittheilungen“ Bericht zu erstatten. Der Umstand nun, daß Karl IV. in Paris erzogen und gebildet ward, hat ältere Forscher, wie du Boulay bewogen, Karl unter den Schülern der Pariser Hochschule anzuführen. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist zwar diesem Beispiele gefolgt, aber aus dem Umstande, daß er die betreffenden Quellenstellen ihrem vollen Umfange nach citirt, ersehen wir, daß er selbst und zwar mit Recht an diesem Sachverhalte zweifelt. Denn wenn auch Benesch von Weitmühl bemerkt, daß Karl an der hohen Schule von Paris gewesen (*volens ut studium Pragense ad modum et consuetudinem studii Parisiensis, in quo olim ipse rex in puerilibus constitutus annis studuerat, in omnibus et per omnia dirigeretur et regeretur*), so muß es doch auffällig erscheinen, daß Karl IV. selbst in seiner Selbstbiographie dieses Umstandes nicht gedenkt, ja daß auch Benesch an der bezeichnenden Stelle wo er über die Erziehung Karls in Paris spricht, davon nichts erwähnt. An dieser bezeichnenden Stelle wird vielmehr und wie es scheint viel richtiger gesagt, daß ein gelehrter Abt (*habens pro instructore ac informatore facundissimum virum Petrum abbatem monasterii Fiscanensis.....*) die Erziehung des jungen Prinzen übernommen und ihn in der hl. Schrift unterrichtet habe. Doch wir kommen nun auf die Arbeit des Verf. selbst zu sprechen. Dieselbe ist in 4 größere Abschnitte gegliedert; in dem ersten wird in sehr sorgfältiger Weise und mit Benützung eines umfassenden gelehrten Apparates angeführt, was die Zeitgenossen von Paris und seiner Universität im Mittelalter gesagt haben; man erfieht daraus das hohe Ansehen und die Bedeutung, welche die Schule besessen hat, so wie die Anziehungskraft, welche sie auf das Ausland ausgeübt hat. Der zweite Abschnitt gewährt eine Ansicht von der inneren Organisation der Universität mit specieller Berücksichtigung der Fremden. Daher führt dieses Capitel auch die Bezeichnung: die Fremden innerhalb der Universität. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Collegien, welche „zu dem Zwecke der Beherbergung von Fremden die an der Universität in Paris ihre Studien machten, in Paris bestanden haben.“ Das 4. Capitel gibt dann ein Verzeichnis der hervorragenden fremden Lehrer und Schüler der Pariser Universität im Mittelalter. Uns interessieren natürlich zunächst jene Fremden, welche aus den böhmischen Landen nach Paris gegangen sind. Wir finden unter diesen den berühmten Gegner des Erzbischofs Johann von Jenzenstein, Albertus Ranconis de Ericiano, welcher im Jahre 1355 die Würde eines Rectors der Pariser Hochschule bekleidet hat; Daniel I. Bischof von Prag (1148—1167) der als Staatsmann seiner Zeit eine große Rolle gespielt hat; Franz Kübl aus Eger 1339 Abt des Klosters Waldsassen, Friedmann von Prag von Karl IV. an die Prager Hochschule berufen, Gebhard aus Prag um 1371, Heinrich von Sicca, einer der ersten Professoren, welche Karl IV. nach Prag berief; Heinrich Bretislav 1182 Bischof von Prag, Hermann von Wintenwid 1367 Professor der Theologie daselbst, Hieronymus von Mähren um 1250 Verfasser einer Abhandlung über Musik, Hieronymus von Prag der Leidensgenosse Hussens auf dem Constanzer Concil, Johann de Freneho 1381 Magister in Prag, Johann von Jenzenstein 1379—1396 Erzbischof von Prag und päpstlicher Legat, Martin von Troppan † 1278 den Verfasser einer der dürrsten und rohesten aber ihrer Brauchbarkeit wegen weit verbreiteten historischen Compilation, Mathias von Janow den Vorläufer des Magisters Johannes Hus, Nicolaus von Böhmen 1374 Magister der artisti-

schen Facultät der Pariser Universität, Paul v. Krawar 1416 Magister daselbst, Stanislaus de Welwar 1451 Magister in Prag und endlich den Domherrn Thomas von Böhmen, Caplan Benedict XII. (1334—1342) Verfasser eines religiösen Tractates: *Postillum in symbolum apostolorum*. So viel über den Inhalt des Buches. Die Hauptquelle welche dem Verf. zu Gebote gestanden, war das Archiv der ehemaligen Pariser Universität, das sich gegenwärtig in der Universitätsbibliothek befindet, außerdem wurden noch einzelne andere handschriftliche Quellen benützt. Zu bedauern ist der Umstand, daß der Verf. nicht alle Fremden deren Namen sich in den Registern vorfinden aufgenommen hat, sondern nur jene welche ihm durch ihre wissenschaftliche oder gesellschaftliche Stellung bemerkenswert schienen oder von deren sonstigen Lebensverhältnissen überhaupt etwas bekannt ist. Der Verf. selbst fühlt den betreffenden Uebelstand, wenn er sagt: „daß ich dabei manche übergangen haben mag, die Beachtung verdient hätten, ist bei der reichen Fülle von Namen die sich mir in den erwähnten Acten darbieten begreiflich.“ Die Sache hätte sich vielleicht in einem Anhang oder im 4. Cap. durch kleineren Druck erledigen lassen. Mit Recht hat sich der Verf. in den biographischen Notizen so kurz als möglich gehalten, zumal da er in den Literaturangaben auf Werk verweist, in denen man noch mehr über die einzelnen Persönlichkeiten zu finden vermag.

Bei der Sorgfalt mit welcher der Verf. sein Buch, das aus einer These hervorging, welche seine Studien an der Ecole des chartes beschloß, ausgearbeitet hat, lassen sich nur wenige Einwendungen von principieller Bedeutung erheben und wenn ich noch einen oder den anderen Umstand heraushebe, so geschieht dies nicht aus Liebe zur Kergellei, sondern weil die Sache vielleicht manchen Leser der „Mittheilungen“ interressiert. Die Ausstellungen sind übrigens nur geringfügig und betreffen nur wenige Namen aus dem 4. Cap. Unter den Fremden in Paris, die eine größere Bedeutung beanspruchen, befindet sich auch Baldewin von Trier, der Bruder Heinrichs VII und Zeitgenosse Ludwigs von Baiern. Er hat 5 Jahre von seinem 13. bis 18. Lebensjahre an der Pariser Universität zugebracht⁴⁾. Auch von dem Könige Johann von Böhmen wird berichtet, daß er nach Paris geschickt wurde um daselbst zu studiren⁵⁾. Die Serie der Aechte von Waldsassen (in Oesele script rer. b.) weist den Vorgänger des gleich unten zu erwähnenden Abtes von Waldsassen als einen einstigen Pariser Studenten aus⁶⁾. Der auf pag. 227 angeführte Abt von Waldsassen ist Franz Kübl von Eger, während der Verf. ihn nach Walbin Bohemia docta II. 284 Kibel nennt. Zu Heinrich Břetislav bemerkt er: „Ebeling sagt, ich weiß nicht nach welcher Quelle, daß er in Paris studiert habe.“ Die Quelle ist keine andere als Fulkawa. Dies sind die Ergänzungen des Verzeichnisses böhmischer Studenten, so weit meine Kenntnisse reichen. In dem liber promotionum der Krafauer Universität findet sich auf pag. 120 auch ein Michael Parisiensis pag. 118 und so noch auf einer der folgenden Seiten hat es zu lauten Adalbero. Diese geringfügigen Ausstellungen können selbstverständlich den Wert des mit besonderer Umsicht ausgearbeiteten Buches nicht im Geringsten beeinträchtigen. Wir wünschen dem Verf. rüstige Krafu zu einer neuen ähnlichen Arbeit, die auch für unsere böhmische Geschichte manchen dunklen Punkt aufhellen würde: „Die Fremden an den italienischen Universitäten.“

Ezerowitz im October 1877.

Prof. Dr. J. Loserth.

4) Vgl. Dominicus, Baldevin v. Pitzelburg, Erzbischof von Trier.

5) Vgl. Schötter, Johann Graf v. Luxemburg, König von Böhmen.

6) Is . . . ob suam habilitatem per dominum Johannem Parisios ad venerabile studium missus est. Oesele, *Chronicon Waldsassense* pag. 65.

N e u e s t e s.

Václav Schulz: Ukazatel k prvním padesáti ročníkům Časopisu musea království českého 1827—1876. (Register zu den ersten 50 Jahrgängen der Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen 1827—1876.) Prag, 1877, im Verlage der „Matice česká.“

Časopis musea království českého 1877 (Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen 1877), 51. Jahrgang, unter der Redaction des Archivars der Stadt Prag, des Hrn. **Dr. Josef Emle**r, bringt außer anderen folgende Abhandlungen: Das Untertammeramt in Böhmen, von **Dr. Jaromír Čelakovský**; Die Gräben des Fürstenthums Friedland, von **August Sedláček**; Die Annahme Ferdinands I. zum Herrn in Mähren, Schlesien und in der Lausitz, von **Anton Rezek**; Das Gedicht von der Niederlage der Tataren und die „Million“ des Marco Polo, von **Josef Jireček**; Česká Glosse und Miniaturen in der „Mater verborum“ von **Ant. Baum** und **Adolf Vatera**; Johann Hartwig von Rusinow, von **Bohuslav Níger**; Zur Geschichte des böhmischen Buchdrucks und Buchhandels, von **J. Tadra**; Ueber die sog. religiösen Schwärmer in Böhmen und Mähren unter Josef II., vom **Freiherrn Jos. Alexander von Helfert**; Epochen und Begriff der Geschichte der slavischen Völker, von **V. Krížek**; Des Bruders Johann Vlachoslav historische Schriften, von **Jar. Goll**; Die Verhandlungen der Böhmen, Mähren und Schlesiens mit Ferdinand I. zu Wien und die königliche Krönung in Prag 1526, 1527, von **Ant. Rezek**; Benzel Budovec von Budob in Konstantinopel, von **Konst. Jireček**; Ueber die Notwendigkeit der Herausgabe eines böhm. Diplomatars und über die Einrichtung desselben, von **Jos. Emle**r; Benigna instructio urbarialis occasione introductionis b. urbarii edita, von **Ant. Nybicka**.

Georg Schmid: Eger und seine Ehenwürdigkeiten. Historisch-topograph. Führer. Eger, Kobertsch und Gschihay, 1877.

Jaroslav Goll: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischen Brüder. I. Der Verkehr der Brüder mit den Waldensern. — Wahl und Weihe der ersten Brüder. Prag, Otto, 1878.

Dr. Matthias Pangerl: Das Buch der Malerzucht in Prag. Mit Beiträgen von Dr. **Alfred Woltmann**. Bildet den 13. Bd. der von **H. Citzelberger von Edelberg** herausgegebenen „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance.“ Wien, Wilhelm Braumüller, 1878.

Geschichte der Stadt Tachau.

Die Redaction der „Lit. Beil.“ macht alle Freunde der böhm. Städtegeschichte darauf aufmerksam, daß demnächst die von Hrn. **Josef Stoklůw**, dem wohlbekannten Mitarbeiter der „Mittheilungen“ unseres Vereines, verfaßte Geschichte der Stadt Tachau zu erscheinen beginnen wird. Das Werk Stoklůw's, welches in etwa 10 Lieferungen, jede zu 35 kr., erscheinen wird, darf schon jetzt zu bester Berücksichtigung empfohlen werden. Bestellungen auf dasselbe sind an das Bürgermeisterei in Tachau zu richten.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von **Dr. Matthias Pangerl**.

Druck der Bohemia Actiengesellschaft in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

IV.

1877/78.

Josef Jireček: Rýmovaná kronika česká tak řečeného Dalimila (Böhmische Reimchronik des sogenannten Dalimil). Herausgegeben im 3. Bde. 1.—3. Hefte der Fontes rerum Bohemicarum (Prameny dějin českých). v Praze (Prag), 1878.

Dieses Werk, welches unter dem Namen Dalimil bekannt ist und unter diesem Namen auch heute noch herausgegeben wird, wiewohl anerkannter Maßen „sein Autorrecht einer jeden Begründung entbehrt“¹⁾, wird auf den unbefangenen Leser stets einen fremdartigen und unangenehmen Eindruck machen. Es gibt vielleicht bis auf die letzten Enunciationen des verstorbenen Palacky kaum ein Buch, welches dem Deutschenhaße in so leidenschaftlicher Weise huldigt, als das des tschechischen Ritters, den wir hier nur der Kürze halber bei seinem traditionellen Namen Dalimil belassen wollen. Gerade die Tendenz dieses Buches hat demselben im Mittelalter, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht weniger Auflagen verschafft, als in unseren Tagen. Es existirte vielleicht kein zweites hist. Werk in Böhmen während des Mittelalters, das in so vielen Handschriften erhalten wäre als dieses und auch keines, welches seit den letzten zwei Decennien öfter aufgelegt worden wäre.

Es ist allseitig bekannt, wie sehr Ottokar II. das Deutschthum Böhmens begünstigt hat, ihn bezeichnen deutsche Schriftsteller als die Blume unter Disteln:

„Er glänzte wie ein Morgenstern,
Er wollt' die Deutschen mehrten
Mit Reichthum und mit Ehren.“

Gegen solche Begünstigung trat besonders von Seiten des kleineren Adels eine lebhafte Reaction ein, als deren Wortführer man den sog. Dalimil bezeichnen kann, er ist in Wahrheit, wenigstens was seinen Haß gegen das Deutschthum anbelangt, eine „Trompete des Hussitenkrieges.“ Der Wert des Buches ist vom historischen Standpunkte aus betrachtet ein viel geringerer, als vom allgemein literarischen. Heut zu Tage, wo der rauhe Wind nüchternen Kritik über die alttschechische Literatur dahin fährt, so manche Fälschung knirschend²⁾, daß man fast geneigt wäre, mit dem Grafen Jdenko von Borotin auszurufen:

„Fallen seh' ich Zweig' auf Zweige,
Kaum noch hält der morsche Stamm.“

1) Lorenz Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter. Bd. I. pag. 240.

2) f. Jagić, Archiv für slav. Philologie, III. pag. 112: Ueber die Fälschungen in der Mater Verborum des Prager Coder.

gewinnt der Dalimil von sprachlichem Standpunkt eine erhöhte Bedeutung. In hist. Beziehung kann man sagen, daß er zum ersten Male die böhmische Geschichte in einem förmlichen Gewebe phantastischer Erfindungen darbot, wie man es in früheren Chroniken nirgends sehen konnte. Es ist zweifelsohne richtig, daß die Dichtung auf ihn einen weit höheren Reiz ausgeübt hat als die Wahrheit, und selbst dort, wo er sich auf Chroniken beruft, in denen er das gefundene haben will, was er erzählt, dürfen wir ihm nicht so willig glauben, als dies noch sein jüngster Herausgeber thut. Das ist nun kein Geringerer als der Staatsminister a. D. Josef Jireček, durch seine antiquarischen Forschungen auf dem Gebiete der böhmischen Sprache, Literatur und Geschichte hinlänglich und rühmlichst bekannt.

Für die neue Ausgabe des tschechischen Dalimil sind wir ihm unstreitig zu großem Danke verpflichtet, denn die letzten Ausgaben, die Hanka besorgt hat, waren in jener unkritischen, um nicht zu sagen lächerlichen Weise gehalten, welche Hanka überhaupt charakterisirt. Man mußte aus Hankas Ausgaben am Ende nicht mehr, was denn eigentlich in dem wahren Dalimil stünde. Seit den Tagen Hankas ist das handschriftliche Material zu Dalimil freilich noch angewachsen, erst seit der Entdeckung der Fragmente Höflers und des Codex von Cambridge war eine richtige Beurtheilung des handschriftlichen Materials möglich geworden. Diese Beurtheilung hat zum Besten der Sache J. Jireček unternommen. Er hat nach den Gesetzen der philologischen Kritik den Text nach der ältesten Redaction besorgt, nicht wie Hanka, der wie ein Dilettant aus einem Codex die eine, aus dem zweiten die andere Stelle nach eigenem Gutdünken genommen hat. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß sich der tschechische Text bei Jireček von dem bei Hanka in wesentlichen Dingen unterscheiden wird. Zum Beweis dessen seien hier zwei Stellen angefügt, wobei die Unterschiede in der neuen Ausgabe durch anderen Druck bezeichnet werden.

Hanka ed. 1853 pag. 68.

Když tak snide svatý Václav
by knězem lutý Boleslav
tu ciesař mstieše Václava
jde na kněze Boleslava
kněz chce proti němu jiti
ale nemože projiti.

Jireček pag. 62.

Když snide svatý Václav
by knězem bratr jeho liuti Boleslav
Toho léta ciesař mstě svatého Václava
jide na kněze Boleslava
Boleslav poče proti jemu jeti
ale pro své hříechy nemože dobrě projiti.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kann von der neuen Ausgabe selbst gesprochen werden. Der Herausgeber hat sich nicht begnügt, den tschechischen Dalimil allein herauszugeben, er hat uns auch mit einer Ausgabe des deutschen Dalimil und zwar sowol des poetischen als des prosaischen beschenkt, so zwar, daß der gereimte deutsche Dalimil rechts neben dem tschechischen Texte, der prosaische dagegen im Anhange zu stehen kommt. Ich will hier nicht von der Ausgabe des tschechischen Dalimil sprechen, um mir nicht den Vorwurf, als spreche ich wie ein Blinder von der Farbe, zuzuziehen. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Recension, die einer der gewiegtesten Slavisten Prof. Jagić in Berlin über dieselbe publicirt hat.³⁾ Neben vielen anerkennden Aeußerungen hat er auch so manche Bedenken laut werden lassen, die sich indeß nur auf die sprachliche beziehungsweise orthographische Seite des tschechischen Dalimil beziehen. Die sprachliche Seite der neuen Ausgabe des tschechischen Dalimil können wir somit bei Seite liegen lassen, nur die Frage um die Brauchbarkeit derselben für Historiker wird zu erwägen sein, zunächst soll aber über den sprachlichen Theil des deutschen Dalimil gesprochen werden.

Für den prosaischen Dalimil, der nur in deutscher Sprache existirt, kamen 2 Handschriften in Betracht, von welchen die eine auf der Hofbibliothek in München, die zweite auf der Universitätsbibliothek in Leipzig liegt. Eine dritte Handschrift, sehr jung und recht fehlerhaft, nach der einstens Bez (Jireček schreibt in consequenter Weise Bez) seinen Abdruck bekannt gemacht

3) Archiv für slav. Philologie III. Bd. 1. Heft.

hat, konnte mit Recht außer Acht gelassen werden. Von den beiden Handschriften hat der Herausgeber die Münchner zu Grunde gelegt. Die Ursachen, die ihn dazu bewogen haben, sind nicht zwingender Natur gewesen, denn wenn J. sagt, daß die Münchner H. viel älter sei, so ist das einfach ein Irrthum, sie stammt nicht, wie er annimmt, aus dem Ende, sondern etwa aus den Sechziger Jahren des XV. Jahrhunderts, wie sich aus den anderen Schriftstücken ergibt, welche der Cod. enthält, und die in späteren Tagen kaum mehr ausgezeichnet worden wären, weil sie später eben kein so lebhaftes Interesse mehr boten. An dieser Stelle will ich gleich eine Vermutung ansprechen, weshalb gerade in so später Zeit noch der Dalmil ins Deutsche übertragen wurde, einfach deswegen, weil man sich in dem Zeitalter der hussitischen Kriege und des Königs Georg in den Nachbarländern mehr als früher um die Geschichte Böhmens kümmerte. Zu demselben Zwecke ist ja auch die Chronik des Minoriten Nikolaus entstanden, von der ich in diesem Jahrgange der „Mittheilungen“ eine Probe gegeben habe.

Ueber die Herkunft dieser Handschrift theilt J. nichts Genaueres mit, am Deckel findet sich die Ueberschrift: *Diversi tractatus et epistole continentur ibi, prout in registro patet N. in Christo patris ac domini domini episcopi Numburgensis.* Die Handschrift ist nach allem höchstens um 20 Jahre jünger als die Münchner, eine Differenz, die sehr wenig sagen will. Es kann sich hier überhaupt nicht um das Alter der Handschriften handeln, da ja der Herausgeber selbst betont, daß beide aus älteren Handschriften abgeschrieben sind. Gerade eine jüngere Handschrift kann einer verhältnismäßig älteren und besser überlieferten entnommen sein. Noch weniger maßgebend ist der zweite Grund, den der H. anführt: „Die verhältnismäßig größere Fülle des Textes.“ Man muß sich wundern, daß dem H. der Widerspruch des zweiten mit dem ersten Grunde nicht aufgefallen ist, denn gerade jüngere Handschriften pflegen weiter umgearbeitet zu sein und demnach eine größere Fülle des Stoffes zu besitzen. Demnach könnte gerade die jüngere (Leipziger) aus einer viel älteren Handschrift abgeschrieben sein. Ich will mich bei der Erörterung dieser Dinge nicht länger aufhalten, nur so viel sei gesagt: Für die Beurtheilung des prosaischen Textes kam nicht das größere Alter oder die größere Fülle einer Handschrift, sondern ihr Verhältniß zu der tschechischen Quelle in Betracht, und da ergibt sich denn jenes merkwürdige Verhältniß, daß die Leipziger Handschrift dem tschechischen Texte viel näher steht als die Münchner. Man vergleiche

Sireček pag. 237.

Münchner H.

Sulch puch das hab ich lange begert und
hab das gesucht ab sich irne ein weyszer
man des unterwintwen wolde.

Leipziger H.

Sulch buch das habe ich lange ge-
sucht und hab des begert, ab sich irne
eyn weysser man daz underwinden wolde.

In der Leipziger Handschrift geht, wie man sieht, das Verbum suchen dem Verbum be-
gehen voraus; gerade diese Wortfolge entspricht dem tschechischen Original:

Jáz téch knih dávno hledaju
a vezdy toho žádaju.

Mit Rücksicht auf den knappen Raum, der mir hier zur Verfügung steht, will ich weitere Belege übergehen. Da nun einmal ohne Anführung zwingender Gründe (und es gibt solche, wir hoffen sie an anderer Stelle darzulegen) die Münchner Handschrift zu Grunde gelegt wurde, so wäre es notwendig gewesen, etwas mehr Varianten der Leipz. H. mitzutheilen, zum mindesten so viel, daß der Sprachforscher, welcher die Ausgabe benutzen will, weiß, in welchem Dialecte die L. H. abgefaßt ist, nicht als ob man den ganzen Variantenwust hätte aufnehmen müssen, aber es gibt gewisse allgemeine Bemerkungen, die man ein für alle Mal auf den ersten Seiten machen konnte, so z. B. daß die Münchner Handschrift die Tenuis gebraucht, wo die L. die Media hat, die erstere demnach Bohem, die letztere Behem schreibt (so auch pis = bis; pawe = buwe; perg = berg; posen = bösen u. a.). Solcher allgemeinen Bemerkungen wären mehrere zu machen gewesen, es gibt einige Wörter einer Handschrift, welche in der zweiten beharrlich anders

gegeben werden (so z. B. her = er; cononica = cronica; uff = auff; warun = waren). Ueberall dort hätten jedoch alle Varianten im Einzelnen angeführt werden müssen, wo die L. H. den besseren Text darbot. Ich kann hier aus der Fülle der Belege gleichfalls nur den einen und anderen anführen, so z. B. pag. 257 gleich im 1. Capitel 1. Columne Zeile 15 v. u. lies: den statt wen; 3. 8 lies vinden statt funden. 3. 16 v. u. hat die L. H. richtig die Mehrzahl: die andern croniken; sehr interessant ist die Angabe der L. H. im ersten Cap.: wen die von Boleslav dunket mich die cleiste sein (während die Münchner peste lieft). 2. Col. lieft die L. H. waren sich merende und breitende statt waren sich meren und preyten. Solche Belegstellen für meine Behauptung lassen sich auf jeder Seite finden. Wie man sieht, mangelt es der neuen Ausgabe des profaischen deutschen Dalimil an der notwendigen Vollständigkeit in der Wiedergabe der textlichen Ueberslieferung. Aber auch die Correctheit des deutschen Textes läßt sehr viel zu wünschen übrig. Die Ausgabe steht in dieser Beziehung weit ab von jenen wissenschaftlichen Grundsätzen, wie sie in Deutschland immer allgemeiner acceptiert werden und wie sie beispielsweise bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae historica neuestens befolgt werden. Der deutsche Text in der vorliegenden Ausgabe ist weder genau nach der handschr. Ueberslieferung noch sonst nach sichern Grundsätzen behandelt. Bleiben wir noch bei der ersten Seite des prof. Dalimil stehen, denn dieselbe ist für unsere Behauptung recht lehrreich. Dort heißt es: Dis capitel saget, wy der turm zw Babilonia mit dem ersten gebawen wart und vorwandellung der sprach. Wie man sieht, ist hier im Ganzen und Großen gedruckt, wie der Text in der H. steht⁴⁾, das ergibt sich aus der Gemination in vorwandellung und aus dem w statt u (in Deutschl. gebraucht man für den Vocal u, für den Conj. v), aber auf derselben Seite links schreibt der Herausgeber: und dies ist die vorrede, in der Handschrift dagegen lautet es: und disz ist die vorredde, also gewahren wir hier das genaue Gegentheil von dem Princip, das oben beobachtet zu sein scheint.⁵⁾ Was aber noch mislicher ist, als derlei Inconsequenzen ist der Umstand, daß dem deutschen Texte überhaupt nicht jene Sorgfalt zugewendet ist wie dem tschechischen, das entnehmen wir am deutlichsten aus dem 55. Cap., das in der Leipziger Handschrift allein erhalten ist; daselbst steht: auff statt handschriftlich uff; ume statt umme; zcu statt czu; byn für bey; hiesz czu Stadiez für hiesz die czu Stadiez.

So viel über das Textliche des profaischen Dalimil. In noch höherem Grade uncorrect ist der poetische Dalimil. Die Handschrift, in welcher uns derselbe überliefert ist, ist sehr unvollkommen, nicht wenige Fehler finden sich in der Handschrift, die auf die Unkenntnis des Abschreibers zurückgehen, das enthebt aber den Herausgeber nicht der Pflicht, die vorhandenen Fehler, soweit es geht, auszubessern. Der poetische Dalimil enthält zahlreiche Stellen, die in ihrer jetzigen Gestalt absolut sinnlos sind, die jedoch mit Zuhilfenahme des tschechischen Textes mit verhältnismäßig leichter Mühe verbessert werden konnten, ich will zum Beweise dessen einzelne recht schlagende Belege anführen: So lese ich pag. 50 Zeile 31:

Der munich begunde sprechin:

„Wil er daz mit sinem swert rechin.“

Di furstin des konigis nit kantin,

si antworten im doch czu hantin:

„Sint du kegin dem keisir so tarst redin,

so must du es mit dem swerte bewerin.“

In den unmittelbar vorhergehenden Versen wird von einem Mönche gesprochen; der Gegensatz von „Mönche“ und einem Menschen, der das Schwert zu führen gewohnt ist, ist hier festzuhalten; aus dem ergibt sich schon, daß es nicht lauten kann: di furstin des konigis nit

4) Freilich sieht, wie ich nachträglich ersehe, in der H. Sch. turrm.

5) In der Vorrede findet sich merkwürdiger Weise wieder die richtige Schreibweise: und disz ist die vorredde. Einl. pag. XXVI.

kantin, sondern die Fürstin des monigis nit kantin. Wer an diesem Sachverhalte zweifeln wollte, den würde der tschechische Text belehren:

Kniežata mnicha neznažiechu

und dann auch der prof. Dalimil, wo es heißt: Des kanten die fürsten des münches nicht. Gibt jedoch diese Stelle trotz des fehlerhaften konigis im Ganzen noch einen Sinn, so sind andere geradezu sinnlos, so z. B. pag. 55 Zeile 33:

Gotis ezier er merte.

Der vudit kinder er koufin begert,

dy er toufin bat.

Was soll der Ausdruck vudit! und doch war es nicht besonders schwierig denselben zu verbessern, dazu konnte wieder nicht bloß der profaische deutsche Dalimil, sondern auch der tschechische Text anleiten, im letzteren heißt es:

Kupuje pohanské děti (Heidentinder)

und im prof. Dalimil: wenne er kouffte der heyden kinder und touffte sie, also wird man das vudit einfach in undit oder undiet verwandeln müssen. Einen weiteren Beleg findet man pag. 34:

Si het verdinert mit ir unsittin,

daz si dy man ezu litten

allesampt mit meszirn.

Hier ist litten offenbar in snitten zu emendiren. Sie hätte durch ihre Unsitten es verdient, daß Männer sie zerschnitten hätten, wie es auch analog im Tschechischen lautet:

Tu ju, noži rozebrachu.

Ganz sinnlos ist die Stelle pag. 53 Z. 1:

Wan der hoik gein Ludmillin

got und den lutin lip und stillin

einerlay cristinkinder

tetin ezu wiszin hinder,

wes Drahowis gedacht het.

Was soll der Ausdruck: hoik? Die ganze Stelle ist mit demselben nicht zu übersehen, man möge construiren, wie man wolle. So steht die Stelle schon bei Hanka. Gienge sie nicht zu verbessern, so hätte man diesen Umstand durch ein Ausrufungszeichen des Bedauerns ausdrücken müssen, aber so schlimm ist die Stelle nicht, daß sie nicht curirt werden könnte, der gegenüberstehende tschechische Text kann uns auch hier auf die richtige Spur leiten:

Proto že svatá Lindmila

mnoho lindem bieše mila.

Auf den Ausdruck svatá kommt es an, und wir werden mit Rücksicht auf ihn lesen:

Wan der heiligin Ludmillin.

Damit stimmt in ganz augenfälliger Weise auch der profaische Dalimil (pag. 266). Und darumb das sant Ludmilla allen leuten lip was und wol wehagete und davon taten ir die kristenkinder ezu wissin.

Was pag. 62 die Note f will, ist nicht zu ersehen; pag. 63 Z. 44 wird man des Reimes wegen t at lesen müssen, obwohl ich darauf kein großes Gewicht lege, da unreine Reime genug am vorkommen, pag. 71 Z. 75 hat es aber sicher zu lauten:

O gevatir min statt o gevatir.

Ein merkwürdiges Versehen findet sich auch auf pag. 49 Z. 5:

Ich sage dir, wy das lant

ezu Bemen eigentlich ist gnant.

Das würde also so viel sagen als: Ich sage dir, wie das Land Böhmen genannt ist. Nun hat er es ja eben genannt; aber das will er eben nicht sagen, sondern nur, wie Mähren zu Böhmen kam, betrachten wir den tschechischen Text, dort heißt es:

Kako jest korona z Moravy vyšla,

Pověďť, kako jest ta země k Čechám přišla;

daraus ergibt sich bis zur Evidenz, daß die obigen Verse lauten müssen:

Ich sage dir, wy das lant (nämlich Mähren)

czu Bemen eigentlich ist gwant (gekommen ist).

Die folgende Seite zeigt ein ähnliches Versehen. Z. 37:

Der monich nam der rede ein tag,

Der keisir furt sin verratir gein im trag.

Im tschechischen Texte steht:

Mnich tej řeči počē prositi roka

Ciesar na-ň vyvržē svého soka.

Im gereimten Dalimil wird man hier nach dem Tschechischen einen doppelten Fehler auszubessern haben:

Der monich nam der red ein iar

Der keisir furt sin verratir gein im tar,

was auch dem prof. Dalimil entspricht: der münch begunde des frist zu bitten etc.

Ähnliche Fehler lassen sich noch zu Duzenden finden; ich meine indeß, daß die hier vorliegenden Proben vollauf genügen werden; sie geben uns die tröstliche Versicherung, daß der so grenzenlos verderbte Text des gereimten deutschen Dalimil einer sehr ausgiebigen Reinigung fähig ist; freilich beweisen sie auch, daß die vorliegende Ausgabe jenen Erwartungen, die man mit Recht hegen durfte, daß nämlich ein Herausgeber wie J. Jireček diese Reinigung vornehmen werde, nicht entsprochen hat. Eine neue Ausgabe des gereimten deutschen Dalimil stellt sich daher noch ebenso notwendig heraus als früher, und es wird als eine Ehrensache des Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen betrachtet werden müssen, in die Serie der Publicationen dieses Vereins auch den deutschen Dalimil aufzunehmen. Auch abgesehen von den obigen Verstößen gegen die philologische Kritik finden sich einzelne Unebenheiten, die zwar auf Kosten des grenzenlos ungeschickten Abschreibers — eines böhmischen Mönchs zu setzen sind, welche jedoch in der vorliegenden Ausgabe hätten ausgeglichen werden müssen; freilich hätte das so manche Schwierigkeiten geboten, wie dies bei der elenden Ueberlieferung nicht anders möglich ist. Der Schreiber hat oft nicht gewußt, was er schreibt, und wenn er am Schlusse seiner Freude Ausdruck gibt, daß er zu Ende ist:

Amen solamen, solamen

di hat ein ende

des fröuwen sich min hende . .

so wird man ihm das auf's Wort glauben. Was die Ausgabe anbelangt, so wird man zwar nichts dagegen einzuwenden haben, wenn der Herausgeber diese schönen Ergüsse eines wenig kunstsinnigen Klosterbruders mit in den Text aufnimmt, dagegen gehören die folgenden Zeilen

„holt noch ein wenig

gib her,“

entschieden unter den Text in die Noten.

Auf eine Reihe Verbesserungen, deren der deutsche Dalimil fähig ist, hat schon 1876 auf meine Bitte hin mein Freund Prof. Dr. Strobl aufmerksam gemacht⁶⁾; um so schlimmer ist es, daß der Herausg. sich um den betreffenden Aufsatz nicht gekümmert hat, wie überhaupt in neueren Tagen die deutsche Literatur, soweit sie die Geschichte betrifft, von unseren tschechischen Landsleuten

6) Mitth. Jahrg. XIV.

nur zu oft als nicht vorhanden betrachtet wird, was freilich nur zum Schaden der tschechischen Literatur selbst ausschlägt. Auch der Aufsatz des Ref. über den gereimten deutschen Dalimil ist nicht benützt worden, und doch hätte sich ein Factum ergeben, welches der Herausgeber des Dalimil am wenigsten außer Acht lassen durfte, nämlich die Abfassungszeit jener Verse, die der S. pag. 231—237 anhangsweise mittheilt; aber nicht bloß die Abfassungszeit, sondern auch die Quellen dieser Verse, so wie der Grund ihrer Entstehung ist daselbst nachgewiesen, und was wol das Wichtigste ist, daß der Verfasser dieser Verse mit dem Uebersetzer des ger. d. Dalimil eine und dieselbe Persönlichkeit gewesen ist. Damit war auch die Frage der Entstehungszeit des gereimten deutschen Dalimil beantwortet und der Herausg. brauchte auf diesen Punkt nicht mehr des Weiteren zurückzukommen. Aus meiner Abhandlung ist aber noch hervorgegangen, daß diese Verse die Einleitung zu dem gereimten deutschen Dalimil bilden, und jene Stelle einnehmen sollten wie die sogenannten *Annales Aulae regiae* vor den Geschichtswerken des Peter von Bittau und des Domherrn Franz von Prag. Freilich wäre dann, wenn man diese Einleitung an ihren Platz gesetzt hätte, ein anderer Uebelstand eingetreten, man hätte dann den deutschen Dalimil nicht neben den tschechischen setzen können. Es fragt sich jedoch noch, ob es überhaupt angezeigt war, von dem in den beiden ersten Bänden dieses Werkes angenommenen Schema abzugehen, nämlich neben den altsl. oder lat. Text einen neutschechischen zu setzen. Hier im 3. Bd. finden wir keine Uebersetzung des alttschechischen Dalimil, und so erzielt man das Resultat, daß diese Ausgabe mit jenen Principien, um derentwillen die *Fontes rerum Boh.* ins Leben gerufen wurden, im directesten Widerspruch steht. Wenn die Vorrede zum ersten Band dieser Sammlung betont, die Uebersetzungen in das modern Tschechische werden deswegen gegeben, damit nicht bloß der Gelehrte, sondern auch der Gebildete überhaupt sich an den Denkmälern erfreuen könne, so kann sich demnach an diesem Denkmal nur eine kleine Schaar erfreuen, denn die wenigsten Gelehrten und noch weniger die Gebildeten überhaupt verstehen genugsam altslavisch, um den tschechischen Dalimil zu verstehen, der Text des gereimten deutschen Dalimil ist aber wegen der vielen Fehler und Verballhornungen, die in ihm vorkommen, nicht zu benützen. So viel über die sprachliche Seite des sogenannten Dalimil.

Für den Historiker ist die vorliegende Auflage weder was den tschechischen, noch was den deutschen Dalimil anbelangt, besonders gut zu gebrauchen. Was man in dieser Beziehung zuerst verlangen muß, ist der genaue Nachweis aller Quellen, welche dem tschechischen Reimchronisten zur Verfügung standen; die Quellen sind genau im Einzelnen nachzuweisen, eine flüchtige, mehr nebensächliche Aufzählung einzelner Quellen kann da keineswegs genügen, so z. B. wenn der Herausgeber sagt: Als Quellen dienten ihm Legenden von tschechischen Heiligen. Hier war genau zu bestimmen, welche Legenden er benützt hat, um so mehr, als von mehreren Heiligen verschiedenartige Legenden existieren. So hätte es uns zum Beispiel bei den Wenzelslegenden interessirt zu wissen, welche er gekannt hat, schon deswegen, weil sich in einzelnen Punkten zwischen der Darstellung Dalimils und jener in den gebräuchlichsten Wenzelslegenden erhebliche Unterschiede finden. So heißt es zum Beispiele im Gegensatz zu allen lat. Wenzelslegenden im Dalimil, daß Boleslav der ältere Bruder des hl. Wenzel war:

Czwen schon sone er got gab
der eltir hiz Boleslav
und der iungir Wenzlabe

eine Ansicht, die sich nur noch in einer sehr jungen slavischen Wenzelslegende vorfindet. Dann war nachzuforschen, ob nicht die beiden deutschen Dalimil in einem nachweisbaren Zusammenhang mit einander stehen. Ich betone diesen Umstand deswegen, weil man von mancher Seite geneigt ist, den prosaischen Dalimil für eine Uebergangsstufe zwischen dem tschechischen und gereimten deutschen anzusehen.⁷⁾ Ich kann hier von vornherein sagen, daß der poetische und prof.

7) Lorenz *Geschichtsquellen* 2. Aufl. I. 242: „Sollte nicht der deutsche (d. i. gereimte d.) Dalimil eine Versificirung dieser prosaischen deutschen Chronik von Böhmen sein.“

deutsche Dalimil zu einander in keinem nachweisbaren Abhängigkeitsverhältnisse stehen, sondern daß beide deutsche Bearbeitungen direct von der tschechischen herkommen. Ich will statt vieler Beweise hier nur einen, wie es scheint, sehr zutreffenden bringen:

tsch. Dal. Jir. pag. 50. Z. 19.	poet. deutsch. D. ib.	pros. deutsch. Jir. pag. 266.
i je sě na ciesařě zalovati řka: Kniežata, rače poslu- chati	... furste geruch mir ezusagin Er (ir) habt mir myn wip zu unrechte genommen	und begunde den fursten cla- gen über den kaiser und sprach: Er habt mir mit un- rechte mein lant genumen.
Mú mi zemi u otjaž bez prava	si ist noch in sinem hof mit fromen	

Der prof. deutsche stimmt, wie man sieht, mit dem tschechischen Dal. zusammen. Zugleich fällt in die Augen, wie der gereimte deutsche D. zu dem Ausdruck myn wip statt min lant gekommen; die beiden Worte stehen nämlich im tschechischen graphisch und phonetisch einander sehr nahe (žena u. země); hieraus ergibt sich aber, daß kein deutscher Text aus dem zweiten deutschen abgeleitet sein kann, da die Wörter Weib u. Land eben phon. und graphisch weit auseinander gehen. Ein analoger Fall findet sich im cap. 21.

Diese Fragen hätte der Historiker gern beantwortet gesehen; dazu kommen noch einige andere. Neugierig, wie wir schon einmal sind, möchten wir wissen, was man denn unter jener mährischen Chronik, die Dal. gelegentlich als Quelle anführt, zu verstehen habe; es ist merkwürdig, daß dieselbe seit dem Anfang des XV. Jahrh. spurlos verschwunden sein sollte. Noch einige ähnliche Fragen möchte man stellen. Doch ich schließe, um nicht noch mehr in das Bereich der Wünsche zu kommen. Nur eins möchte ich noch sagen. Damit die Ausgaben, welche das tschechische Museum veranstaltet, recht brauchbar werden, wäre es bei hist. Denkmälern notwendig, sich etwas mehr im Außern an die Art zu halten, wie sie in den „Monumenta Germaniae historica“ geübt wird, die gewisse Abhängigkeitsverhältnisse oder wichtige Stellen durch großen, kleinen oder gesperrten Druck auszeichnen. Man hätte diese Methode um so leichter ganz herüber nehmen können, als sich ja im zweiten Bande der Prameny ohnehin Aufsätze dazu finden. So viel über die vorliegende Ausgabe des Dalimil. Wenn wie ich fürchte mein Referat etwas länger ausgefallen ist, als man sonst in den Spalten unserer „Mittheilungen“ zu lesen gewohnt ist, so möge man es der Bedeutung des Gegenstandes zu Gute halten und dem wolverdienten Ansehen, das J. Jireček im Kreise der tschechischen Gelehrten besitzt.

Czernowitz, am 5. April 1878.

J. Loserth.

Dr. Adolf Bachmann: Böhmen und seine Nachbarländer unter Georg von Podiebrad 1458—1461 und des Königs Bewerbung um die deutsche Krone. Ein Beitrag zur Geschichte der Versuche einer Reichsreform im 15. Jahrhunderte. Zum Theile nach ungedruckten Quellen. Prag, 1878.

Dieses Buch ist hier einmal (S. 29) bereits angezeigt worden. Die Anzeige hat aber von Seiten des Hra. Verfassers Widerspruch gefunden; s. die Notiz auf S. 33 dieser Blätter. Wie schwer es nun auch dem Unterzeichneten in seinem gegenwärtigen leidenden Zustande fällt, sich mit den widersprechenden Anschanungen des Verfassers wie des Recensenten zu beschäftigen so will er doch der freiwillig übernommenen Verpflichtung nachkommen und seine Meinung wie er versprochen hier mittheilen.

Hr. Dr. Bachmann hat zunächst gegen die Richtigkeit folgender Sätze Einsprache erhoben: „Der Verf. hat nämlich im 17. Bd. u. f. w. — sondern nur Bekanntes wiederholen können.“ Es weist dabei darauf hin, daß seine Abhandlung in den „Forschungen“ die Königsprojecte

zum Gegenstand hat, welche in den Jahren 1452—1457 hervorgetreten sind, während das angezeigte Buch bloß das Königs-Project Georgs erörtert, welches Project in die Jahre 1459—1461 fällt. Er folgert aber auch daraus, daß der Referent obige Behauptung nur wagen konnte, weil derselbe offenbar eine, vielleicht beide, Arbeiten nicht gelesen hat.

Es ist nun allerdings richtig, was der Verf. rücksichtlich seiner Abhandlung wie des angezeigten Buches bemerkt. Dagegen glaubt Ref. von Hrn. Dr. Bachmann vollkommen missverstanden worden zu sein. Denn nicht vom Königs-Project Podiebrads speciell sei in der Besprechung seines Buches die Rede gewesen, sondern überhaupt von dem Königs-Project, d. h. von dem Project, neben dem Kaiser einen römischen König aufzustellen, das bereits einigemal durch Zuthun des Martin Mair aufgetaucht war und auf welches Georg von Podiebrad dann einging. Die Meinung des Ref. ginge dahin, daß Bachmann mit seinem Aufsatze in den „Forschungen“ das Königsproject bis in seine Anfänge verfolgt und dadurch den Zusammenhang mit den ähnlichen Vermuthungen Georgs hergestellt hat.

Hr. Dr. Bachmann bekämpft dann die Behauptung, daß er in seinem Buche „nichts wesentlich Neues über das Königs-Project zu bringen vermocht, sondern nur Bekanntes wiederholen konnte.“ Dem Menzel, Kluckhohn, Voigt und Markgraf hätten in ihren betreffenden Werken nur wenig Raum im Vergleiche zur Bachmann'schen Darstellung dem böhmischen Projecte widmen können und seine, Bachmanns, Untersuchung ginge in zahlreichen und wesentlichen Punkten über die episdischen Darlegungen der genannten Historiker hinaus. Recensent hätte offenbar die genannten Werke nicht angesehen.

Dem gegenüber sagt Ref., daß weil der Verf. das bereits „nicht bloß in den wesentlichen Momenten“ aufgehellte Königs-Project Georgs selbst nochmals zum Gegenstand der Darstellung machte, er notwendiger Weise viel Bekanntes in den Kauf nehmen mußte und daran das nur nebensächlich Neue anknüpfte. Die archivalischen Funde bezögen sich nur auf untergeordnete Nebenumstände. Es wäre dem Ref. nicht eingefallen, aus der von Bachmann in der Vorrede seines Buches fremdem Verdienste gezollten Anerkennung den geringen Wert der eigenen Arbeit des letzteren zu folgern. Im Gegentheil hätte das Buch Bachmanns auf den Ref. den Eindruck gemacht, als ob B. das Verdienst seiner Vorgänger trotz jener formellen Anerkennung thatsächlich zu niedrig anschläge.

Hr. Dr. Bachmann wendet sich dann gegen folgenden Satz: „Auch über die innere Geschichte Böhmens u. s. w. — eingeflochten hätte.“ Ueber die böhmische Geschichte von 1458—1461, die den Inhalt seines neuen Buches bildet, hätte er früher nichts veröffentlicht. Die Angaben des Ref. seien also unwahr und unwahr auch die Folgerung: „Daselbe (Buch) kann also strenge genommen nur als Zusammenfassung der bisherigen Forschung des Verf. gelten.“

Dagegen wendet wol der Ref. ein, daß Hr. Dr. B. ausführliche Auszüge aus seinen drei Aufsätzen: ein Jahr böhm. Geschichte, über den Thronstreit des Matthias Corvinus und Friedrichs III. und über die ersten Versuche zu einer römischen Königswahl unter Friedrich III. — in sein Buch eingeflochten habe, darin wiederholt auf diese Schriften hinweise und dabei bemerke, daß die folgende Darstellung darauf basirt wäre; allein damit ist nicht widerlegt, daß B. wirklich auch über die Jahre 1459, 1460 und 1461 früher nichts geschrieben. Hr. Dr. B. hat demnach wenigstens rücksichtlich der Jahre 1459—1461 entschieden recht, daß der Ref. da nicht der Wahrheit die Ehre gegeben. Freilich will Ref. auch wieder meinen, daß die innere Geschichte Böhmens von 1459—1461 in Bachmann's Buch keine von der bisherigen in sachlicher Hinsicht abweichende Darstellung gefunden hätte. Nur in nebensächlichen Dingen fände sich einiges Neue bemerkt.

Der Verf. des neuen Buches über Georg von Podiebrad wendet sich weiters gegen seinen Recensenten auch wegen des „Punktes“ in der Geschichte Georgs, welchen der Verf. hätte ausfindig machen, eingehend und kritisch behandeln sollen, um damit eine neue Vorarbeit für die von ihm zu schreibende Geschichte Georgs von Podiebrad zu gewinnen. Da meint nun der

Unterzeichnete, daß man es wol jedem Forscher überlassen muß, wie er bei seinen Forschungen vorgehen soll, denn die Hauptsache bleibt immer die, daß der Forscher die Wissenschaft wirklich fördere.

„Wirkliche Protestanten sind die Böhmen bekanntlich erst viel später geworden,“ nennt endlich Hr. Dr. B. eine „Entdeckung,“ natürlich ironisch, und bemerkt dazu, daß von Protestanten und Protestantismus in seinem ganzen Buche nirgends die Rede ist. Es ist nun auch auf keine Entdeckung abgesehen gewesen, sondern es wurde nur darauf hingewiesen, daß die Böhmen ja ohnedies der kath. Kirche angehörten und daher erst nicht wieder in dieselbe einzutreten brauchten.

Aus der vorstehenden Gegenüberstellung ist nun wol zu ersehen, daß die Anzeige des Bachmann'schen Buches auf S. 29 dieser Blätter Punkte enthält, worüber der Verf. sich mit Recht beschweren konnte. Indem der Unterzeichnete sich in diesen Punkten für Hrn. Dr. Bachmann und gegen dessen Recensenten aussprechen muß, muß er wenigstens gegenwärtig dahin gestellt sein lassen, ob durch Bachmann's Buch wirklich die böhm. Geschichte gefördert worden ist, was der Recensent hartnäckig bestreitet. Jedenfalls erscheint darin das Königs-Project, welches freilich den Hauptinhalt des Buches ausmacht, so eingehend und umfassend wie noch nirgends anders dargestellt und das scheint denn doch ein Verdienst zu sein, selbst wenn die gebotenen neuen Aufstellungen desselben nicht den größten Wert beanspruchen dürfen. Uebrigens dürften wir ja bald in die Lage kommen zu lesen, was ein wirklich kompetenter Fachmann wie etwa Prof. Markgraf über das Buch Bachmanns denkt. Hoffentlich wird dessen Urtheil günstig ausfallen; der Unterzeichnete will aber schließlich auch offen bekennen, daß die Darstellung in dem besprochenen Buche auf ihn einen recht guten Eindruck gemacht hat.

Matth. Pangerl.

Anton Gindely: Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 2. Bd. der Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. Prag, 1878.

Der zweite Band des bahnbrechenden Werkes für die Geschichte des 17. Jahrhunderts ist nach einer Unterbrechung von neun Jahren erschienen; er beginnt mit den ersten Kriegsereignissen und den Vorbereitungen zum Entscheidungskampf. Der gelehrte Verfasser bedauert, auf diesem Gebiete keine nennenswerthe Beihilfe gefunden zu haben, da die Geschichte der einzelnen Kriegsbegebenheiten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges „bisher — und zwar in Oesterreich vollständig, in Deutschland zum größten Theil — der wissenschaftlichen Bearbeitung entbehrt.“ Die Geschichte des böhmischen Aufstandes ist auf Grund von ungefähr 5—6000 bisher nicht benützten und in den verschiedensten europäischen Archiven befindlichen Aktenstücken niedergeschrieben, die sich jetzt zum großen Theil wohl geordnet im böhmischen Landesarchive befinden. So ist denn die Entwicklung der Dinge in Böhmen und neue hochinteressante Partien aus der innern Geschichte der österreichischen Monarchie des Verfassers eigenes Werk. In anschaulicher Weise entwickelt Gindely die Verhältnisse am Grazer Hof, wo einige Jahre nach Ferdinands Regierungsantritte in Innerösterreich c. 1596 sich nur noch 3 Personen öffentlich zum Katholicismus bekannten und unter den Hofleuten die lutherische Richtung die Herrschaft gewonnen hatte. Ueber Ferdinand II., den so viel bewunderten und von den Protestanten gehaßten, kommt Gindely zu dem sachlich streng begründeten Urtheil, daß bei einer genauen Prüfung seines Auftretens als Regenten von Innerösterreich und als Kaisers man die Ueberzeugung gewinne, daß die großen Erfolge (?), die er während seiner Regierung erlangte und die man auf Rechnung seiner Thakraft setzen möchte, nur als das Resultat der Erbarmlichkeit seiner anfänglichen Gegner, der allseitigen Hülfe seiner auswärtigen Freunde, vor Allem aber seines Vertrauens auf die göttliche Vorsehung, die ihn in den furchtbarsten Gefahren nicht

schwanken ließ, zu betrachten sind. „Man darf Ferdinand weder für das Gute noch für das Böse, das unter seinem Regiment geschah, in erster Linie verantwortlich machen, da seine Handlungsweise überall den Stempel des auf ihn geübten Einflusses trägt. Im 2. Kapitel schildert der Verfasser den Zusammenbruch des habsburgischen Ansehens in Böhmen und Mähren, wo Zerotin umsonst sich den Ereignissen entgegengestellt. In Ober-Oesterreich arbeiten der unermüdlische Gegner der Dynastie Tschernembl und Gotthard von Starhemberg an der Sicherstellung ihrer Macht, und die Niederösterreicher befolgten das von den Oberösterreichern gegebene Beispiel. Thurns Angriff auf Wien S. 74 und die denkwürdige Scene vom 5. Juni gibt dem Verfasser Gelegenheit auf die schweren Irrthümer Hurters hinzuweisen. Die genauen Berichte des spanischen und sächsischen Gesandten völlig übereinstimmend zeigen, daß die ernste Scene in der Burg all jenes theatralischen Gepränges entbehrte, von dem Weissenberg zu erzählen weiß. „Niemand griff also Ferdinand am Knopfe an und Niemand sprach die Drohung aus, den König in ein Kloster einsperren zu wollen. Die Kirsassiere kamen nicht zufällig und auch nicht von Dampierre abgeschickt nach Wien, sondern es war ihnen der Befehl von Wien aus gekommen.“ So fällt wieder eine jener dramatischen Erzählungen der ältern Darstellungen. Interessant ist auch, daß der Name „Winterkönig“, den Friedrich von der Pfalz erhielt, lange vor seinem Fall in einem sächsischen und bairischen Altentstücke vom Januar 1620 sich vorfindet. Maunsfeld's Niederlage bei Zablat, der damit nicht im Zusammenhang stehende Rückzug Thurn's (vgl. S. 85) zeigten bald ihre Folgen und die Unfähigkeit, Corruption und Geldnoth der Directorialregierung. Im Sommer 1619 lief das Aufgebot des Landes auseinander. Der Verfasser erzählt drastische Belege der Unordnung und Nachlässigkeit. (S. 102, S. 119.) Uebrigens stand es, was die Finanznoth betraf, auf Seite Ferdinands nicht viel besser; Philipp III. konnte bei der traurigen Lage Spaniens, die aus dem Gutachten des Rathes von Castilien vom 1. Febr. 1619 erhellt, nicht viel helfen; aber bei Max von Baiern, dessen rücksichtslose Energie die Katholiken im Reich zum Zusammenhalte trieb, der die Liga erneuerte, ein tüchtiges, ihm mit bedeutender Actionsfreiheit untergebenes Heer aufstellte, war im Oktobervertrag 1619 Hülfe gefunden, wozu im März 1620 noch das Bündniß mit dem bedeutendsten protestantischen Fürsten Johann Georg von Sachsen kam; freilich war die spanische, bairische und sächsische Hülfe keine uneigennützig, Ferdinand mußte sie mit schweren Zugeständnissen erkaufen. Die Aenderungen in den Machtverhältnissen durch diese Bündnisse mußte die Protestanten besorgt machen; die katholische Reaction drohte stärker, die Spannung drängte zur Lösung.

In den Mülhausen Verhandlungen (März 1620) ließen sich die katholischen Stände den Vorbehalt, die Erwerbung und Sicherung der geistlichen Fürstenthümer und Güter durch die kaiserliche Justiz rückgängig zu machen, nicht entreißen; auch wurde mit Zustimmung Sachsens dem Kaiser der Rath ertheilt, abmahnende Schreiben an den Pfalzgrafen und seine Anhänger zu richten, in denen sie im Falle des Ungehorsams mit der Acht bedroht werden sollten. Der zweite Band schließt mit der Perspektive auf den großen Kampf, den der dritte Band bis zu seiner Beendigung in den österreichischen Landen führen wird. Der Reichthum der neuen Anschauungen, das spannende Interesse im Einzelnen, die durchsichtige Klarheit der Darstellung, die den rothen Faden nie aus der Hand gleiten läßt, so sehr die Details dazu verführen könnten, zeigt von der gewandtesten Beherrschung des riesigen Materials. Möge kein Zufall den Fortgang des trefflichen Werkes stören, und die geistige Kraft des Verfassers das Werk ebenso glänzend zu Ende führen, als er es mühevoll und rastlos begonnen! Der Druckfehler sind wenige, die Ausstattung ist vortrefflich.

L. Ch.

Alfred Woltmann: Zur Geschichte der böhmischen Miniaturmalerei. Aufdeckung von Fälschungen. Separatabdruck aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft, 2. Bd. 1. Heft. Stuttgart, 1877.

Diese kleine Schrift von 25 Seiten hat rasch nach ihrem Erscheinen, welches sich leider mehr als billig verzögert hat, nicht nur großes wissenschaftliches sondern auch zeitgeschichtliches Interesse erweckt und gewonnen. Das war aber nur möglich, weil unsere nationalen Gegner nicht gelten lassen wollen, daß auch wir Deutschen einen und zwar ganz wesentlichen Antheil an der Geschichte und dem civilisatorischen Entwicklungsgange des gemeinsamen Vaterlandes haben, weil sie uns nicht das Recht zugestehen wollen, historische Nachweise zu führen, welche zu unseren Gunsten lauten. Es soll eben in Böhmen alles nur českisch und wo das schlechterdings nicht angeht nur böhmisch, beileibe aber nur nichts deutscher Art oder Herkunft sein. Der Verfasser vorliegender Schrift hat daher schon früher durch seinen bekannten Vortrag über die deutsche Kunst in Prag den ganzen Zorn der Ultra's unter unseren nationalen Gegnern gegen sich hervorgerufen. Darnach konnte man auch erwarten, daß solcher Zorn neuerdings aufflammen werde, wenn derselbe Verf. den Nachweis veröffentlicht haben wird, daß, um die Existenz einer selbständigen českischen Kunst im Mittelalter zu erweisen, Künstlernamen erfunden und in die Handschriften eingefälscht worden sind. Und diese neuerliche Zornesflamme ist auch wirklich nicht ausgeblieben, sie hat zunächst in jenem Blatte schrecklich aufgeleuchtet, welches hier in Prag erscheinend und leider in deutscher Sprache gedruckt wol das Höchste leistet, was eine Zeitung in Haß alles Deutschtums zu leisten vermag. Jene Zornesflamme war mit so ausgefuchst rohen Ausfällen auf Prof. Woltmann begleitet, daß der deutsche Leser nur mit höchstem Unmut und Grauen auf diese haßgetränkten Zeilen blicken konnte. Ihr Verfasser aber, welcher sich so am besten als Wächter der kunsthistorischen Ehre des českischen Volkes zu zeigen glaubte, bewies jedoch damit zunächst nur, daß er wol ein sehr rohes Gemüth besitze und sonst den Časopis musea království českého keiner Aufmerksamkeit würdige. Denn in dieser Zeitschrift hatte Hr. Architekt Ant. Baum schon vor dem Erscheinen der Woltmann'schen Schrift ähnliche Entdeckungen veröffentlicht, welche, wenn sie jenem Schreiber bekannt gewesen wären, möglicher Weise selbst dessen zügellose Rohheit gegen den „Fälscher der böhmischen Kunstgeschichte“ hätten zügeln können. Baum's Aufdeckungen waren wol schon lange erschienen, jedoch ganz unbeachtet geblieben. Zur Erklärung dieser jedenfalls merkwürdigen Thatsache kann man entweder annehmen, daß auch auf českischer Seite der Inhalt des Časopis nur wenig beachtet wird, oder daß man die Fälschungen, wie sie ganz im Stillen entstanden sind, ebenso still wieder beseitigen wollte. Gewis ist, daß die Baum'schen Erörterungen erst in Folge des Erscheinens des Woltmann'schen Schriftchens eine gebührende Beachtung gefunden haben. Nun begann man auch mit dem „Fälscher der böhm. Kunstgeschichte“ etwas glimpflicher zu verfahren, d. h. die Rohheit der Ausfälle auf ihn schwächte sich in etwas ab, dafür wollte man ihn aber des wissenschaftlichen Verdienstes, das er bei der Sache hatte, berauben. So hat, um nur einen darauf bezüglichen Aufsatz hervorzuheben, Hr. Dr. Kalousek im „Pokrok“ ausführlich zu begründen gesucht, daß Woltmann rücksichtlich dieser Aufdeckung von Fälschungen gar kein Verdienst beanspruchen könnte. Alles von W. Entdeckte wäre schon längst bekannt gewesen und hätten sich seit geraumer Zeit die Prager Späßen zugepiffen. Nun gar so bekannt war denn die Sache doch nicht, sondern es verhält sich damit vielmehr also.

W. vollendete den hier angezeigten Aufsatz am 22. October 1876. Nebenbei bemerkt, ist auch dieses Datum auf gegnerischer Seite als ein von W. willkürlich gewähltes hingestellt worden; welcher aber das gethan, hat damit nur geoffenbart, weßen er selber in einem solchen Falle fähig wäre. Natürlich fallen Woltmann's Studien zu diesem Aufsatze in eine noch viel frühere Zeit und konnten nach der Natur des Gegenstandes nicht im Verborgenen getrieben werden. Diejenigen aber, welche von diesen Studien Kenntnis hatten, mußten auch wissen, mit welchen Resultaten dieselben abschließen würden. Man kann nämlich unbedenklich zugeben,

daß man auf českischer Seite die Fälschungen schon längst kannte, allein es ist auch gewis, daß man dort vor Beginn der Woltmann'schen Studien noch keineswegs auch an eine Gesamtaufdeckung derselben gedacht hat. Diese ist ganz gewis erst durch die erwähnten Studien hervorgerufen worden und nur der Umstand, daß der Woltmann'sche Aufsatz so spät im „Reperitorium“ usw. gedruckt worden ist, machte es möglich, daß die Erörterungen des Hrn. Architekten Baum noch früher im Časopis erscheinen konnten.

Der Streit um die Priorität der Entdeckung der Fälschungen ist darnach ein ziemlich oder auch ganz müßiger. Er ändert nichts an der Thatfache, daß die Studien eines deutschen Gelehrten die českischen Gelehrten zu definitiver Preisgebung dessen, was nicht mehr haltbar war, bewogen haben. Es wird dadurch auch nichts an der Thatfache geändert, daß erst das Erscheinen der Woltmann'schen Schrift auch der Baum'schen Publication im 51. Bd. des Časopis zu einer gebührenden Beachtung verholfen hat. Und es wird nicht weniger Thatfache bleiben, daß W. für die deutsche Forschung die Entdeckung jener Kunstfälschungen nicht nur zuerst sondern auch ganz selbständig gemacht hat; in letzterer Beziehung hat es freilich nicht an einem von českischer Seite ausgegangenen Versuch gemangelt, W. zu seinen Forschungen von českischer Seite angeregt erscheinen zu lassen, allein dieser unfaireitig unlautere Versuch ist von W. selber gebührend abgewiesen worden.

Ref. hält vorstehende Mittheilungen weniger für die Gegenwart als für die Zukunft und hauptsächlich für die Geschichte der literarischen Kämpfe von Wichtigkeit, an welchen es in unserem Vaterlande schon seit langer Zeit nicht mangelt, welche insbesondere in der Gegenwart wieder lebhaft entbrannt sind und welche, wie es allen Anschein hat, bald noch lebhafter entbrennen werden. Die Luft ist schon mit reichlichem Zündstoff erfüllt, noch neuer Zündstoff wird hinzutreten und die Geister scharf auf einander plätzen lassen. Man kann indeß auch mit einer gewissen Zuversicht erwarten, daß diese Kämpfe nicht ohne wissenschaftlichen Gewinn enden und namentlich mit gründlicher Begräunung der von bekannten und unbekannten Fälschern geschaffenen Werke enden werden.

Die hier angezeigte Woltmann'sche Schrift bildet jedenfalls ein interessantes Denkmal dieser Kämpfe. Sie beseitigt definitiv die in die Kunstgeschichte eingeschmuggelten Schreiber- und Künstlernamen eines Sbisco de Trotina, eines Bohusch von Leitmeritz, eines Sbignes de Ratibor und eines Petr Brzuchaty und constatirt, daß die Handschriften, in welche wahrscheinlich W. Hanka diese Namen oder českische Worte (wie *prosa prava*) eingefälscht hat, zum Theil französischen (so die Jaromir'scher Bibel), zum Theil italienischen Ursprungs (so die *Concordantia discordantium canonum*) sind. W. geht dabei mit größter Umsicht vor und sucht keineswegs um jeden Preis Fälschungen zu entdecken. So läßt er z. B. den Schreiber Vaccradus und den Illuminator Mirozlaus bestehen, obgleich auch hier der Fälscher seine verwirrenden Praktiken geübt hat. Hr. Baum dagegen erklärt auch diese Namen für unecht und erblickt nebenbei bemerkt auch in dem liber viaticus des Bischofs Johann von Leitomischl ebenso ein Kunstwerk der böhmischen karolinischen Schule wie in dem *Mariale Arnesti*. Aber für diese bestimmten Behauptungen liefert er nicht auch sichere Beweise. Um so unbestimmter äußert er sich dann über den Fälscher: derselbe war nach ihm ein Sonderling und übereifriger Patriot. Wer übrigens Woltmann's und Baum's Ausführungen über denselben Gegenstand gelesen und verglichen hat, wird unschwer den ersteren den Vorzug vor den zweiten einräumen. Sonst aber mag man sich freuen, daß ein Theil jenes literarischen Schwindels, welcher in den verwichenen Jahrzehnten dieses Jahrhunderts in unserem Vaterlande geboren worden ist, nun auf so gute Art für immer beseitigt wurde.

Cr.

Vincenz Pröfl: Eger und das Egerland, historisch, statistisch und topographisch dargestellt. Zweite neu umgearbeitete, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einer vollstän-

digen Darstellung von Herzog Waldsteins letzten Lebensjahren und Tod in Eger. Im Selbstverlage des Verfassers. Falkenau, 1877.

Schon die Persönlichkeit des Verfassers obigen zweibändigen Werkes, sowie sein Verhältniß zum verarbeiteten Stoffe flößt uns Interesse ein. Prökl, dormalen im 74. Lebensjahre stehend, befindet sich bereits 53 — sage dreißig und fünfzig Jahre — in den Diensten der Stadt Eger, und da er nacheinander in den verschiedensten Zweigen der städtischen Verwaltung — stets mit belobtem Erfolge — in Verwendung kam, so kennt er die dormaligen Zustände Egers und des Egerlandes wie kein zweiter und ist gewiß der berufenste Statistiker und Topograph dieses Theiles unseres Vaterlandes. Von der Erkenntniß der gegenwärtigen Verhältnisse ausgehend, drängte es den rastlos fleißigen Beamten zur Erforschung der Vergangenheit der alten Reichsstadt Eger, und in seiner Eigenschaft als Vorstand des reichhaltigen und durch Kürschner trefflich geordneten Archives bot sich ihm vielfache Gelegenheit, auch nach Grüners, Kürschners und Drivoks vorzüglichen Arbeiten auf dem Gebiete der Egerer Stadtgeschichte Schätzenswerthes zu bringen. Beweis hievon liefert die zweite Auflage von Eger und Egerland, das der im Jahre 1845 erschienenen ersten Auflage gegenüber als eine vollständige Umarbeitung angesehen werden muß. Fast doppelt so stark (1299 Seiten gegen 724) tritt uns das Werk in seiner neuen Auflage entgegen, und zwar erklärt sich diese Erweiterung nicht bloß durch die Vertiefung und Ausweitung des in der I. Auflage Behandelten, sondern durch die Aufnahme völlig neuer Abschnitte auch dem Stoffe nach. In der Behandlung der politischen Geschichte mußten hiezu namentlich die Specialarbeiten Grüners, Kürschners, Drivoks und A. Wolfs, wie nicht minder die bedeutenden Fortschritte in der Erforschung der allgemeinen Landesgeschichte auffordern. Und weil nun Prökl die seit 1845 erschienene Literatur auf das Sorgfältigste benützte, so gewann sein schönes Werk nicht bloß an Quantität, sondern auch an Qualität. Das Capitel über Waldsteins letzte Lebensjahre und Tod in Eger, das auch in Separatabdruck erschien, fand in diesen Blättern bereits eingehende Würdigung.

Der Schwerpunkt des Prökl'schen Buches ruht aber nicht so sehr in der Darstellung der politischen Geschichte, als vielmehr in den Abschnitten über Culturgeschichte, Topographie und Statistik, welche letzteren drei Vierteltheile des Werkes gewidmet sind. Und in diesen Abschnitten insbesondere ist Prökl selbständig und neu. Da bleibt auch nicht die geringste Kleinigkeit, sofern sie nur irgendwie Interesse einflößt, unerörtert. Alle merkwürdigen Gebäude, Straßen, Wege und Stege in Eger und dem Egerlande, die Versorgungsanstalten, alle alten, neuen und neuesten Vereine, Kirchen, Kapellen und Klöster, Erziehungs- und Bildungsanstalten, Geld- und Cassainstitute, die Jesuiten und Juden, alle Egerischen Patrizierfamilien, sowie die Rittergeschlechter und Ortschaften im Egerlande u. s. w. finden ihre historische Darstellung. Ganz eingehend wird die Curstadt Franzensbad, Asch und das Ascher Gebiet, das Kloster Waldsassen und das Freisgebiet behandelt. Unter der unseres Erachtens nicht glücklich gewählten Hauptüberschrift „Verschiedene einzelne Gegenstände“ finden wir Capitel echt Egerischer culturhistorischer Specialitäten, so Egerisches Münzwesen, Wappen und Insignien der Stadt, Egerisches Maß und Gewicht, Egerisches Mühlenwesen, Brauwesen, Tuchmacherei, Lederei, Hutmacherei, die Fabrication von Bildern, die Methsiederei und Mithridaterzeugung, Egerische Buchdruckereien, die Industrie, die Landwirtschaft der Egerländer, der Bergbau im Egerlande, Sitten und Gebräuche, Feste, Feierlichkeiten u. c. u. c. Den Literaturhistoriker werden noch insbesondere interessieren die Partien über die Bibliographie des Egerlandes, über die Karten desselben und über die aus dem Egerlande hervorgegangenen berühmten Männer. — Gewünscht hätten wir in diesen Abschnitten eine andere Anordnung und eine selbständige Behandlung des so wichtigen Kunst- und Industriewesens.

So besitzen wir denn in Prökl's „Eger und Egerland“ eine treffliche Heimatskunde, welche neben Drivoks und Kürschners streng gelehrten Werken ihre Berechtigung behauptet, und die ob ihrer Ausführlichkeit und Sorgfalt allen Verfassern von Heimatskunden, deren jetzt

aus Schulbedürfnissen so viele, mitunter recht unberufene auftauchen, als Muster hingestellt werden kann. — Ungern vermiffen wir bei dem großen Umfange des Werkes den orientierenden Index und wenigstens bei wichtigeren Punkten die wissenschaftlichen Nachweise. Darum wollen wir auch den streng kritischen Maßstab nicht anlegen, der besonders bei der älteren politischen Geschichte der Stadt Manches antasten müßte. Dem greifen Verfasser aber wünschen wir noch lange Gesundheit und Rüstigkeit, damit sich seine Worte erfüllen, mit denen er (Bd. 2 S. 453) eine gedrängte Selbstbiographie schließt: „Ich habe keine männlichen Nachkommen, diene nun der Stadt Eger bereits 53 Jahre unter sieben Bürgermeistern, besitze 68 Dienst-, Anerkennungs- und Belobungszeugnisse, bin längst pensionsfähig, will aber meine noch wenigen Lebensjahre in Thätigkeit zubringen, und so lange es nur einigermaßen meine physischen Kräfte gestatten, mein Berufsgeschäft fortführen, mich im Stadtarchive beschäftigen, für das Museum fleißig sammeln und der Stadt Brod nicht umsonst essen.“

L. S.

Egerer Jahrbuch.

Der Inhalt des 8. Jahrganges (1878) des Egerer Jahrbuches ist wieder recht reichhaltig und bringt dem Egerländer neuerdings manches Interessante über seine Heimat. Am allermerkwürdigsten mag für Lekteren jedenfalls der Aufsatz von Heinrich Gradl „die Urzeit des Egerlandes“ sein, der über die Entstehung des Egerlandes und dessen Urgeschichte bis zum ersten Auftreten des Menschen erzählt, also die Primär-, Secundär- und Tertiärzeit schildert. Gradl hat dieser wissenschaftlichen Skizze eine Karte beigegeben, auf der er das Wassergebiet im Egerland in der primären Periode anzuzeigen versucht. Eine von M. Urban mitgetheilte Sage bezieht sich auf die 3 das Egerland einschließenden Berge, den rauhen Kulm, den St. Annaberg und den Kapellenberg an der Grenze Sachsens. Reizend ist die poesievolle Beschreibung eines Ausfluges an der oberen Eger von Adam Wolf erzählt. Den Egerländer Dialekt, der uns aus dem Jahrbuch jedes Jahr so traulich entgegenklingt, finden wir auch diesmal in vier Gedichten wieder. Von Anastasius Grün wird uns ein „Märchen aus Franzensbad“ mitgetheilt, das bis jetzt noch in keiner Sammlung des Dichters Aufnahme gefunden hat. Georg Schmied bringt einen kurzen Aufsatz über den bekannten egerischen Freund Goethe's, den Rath Grüner als Gelegenheitsdichter und einen kleinen Beitrag zur Kunst- und Gewerbegeschichte Egers im 18. Jahrhunderte, in welchem von der Miniaturmalerei, der Bildermalerei und dem specifisch egerischen Industriezweige der sog. Federbilder, d. i. von der Herstellung von Vogelbildern durch Verwendung natürlicher Federn als Bedeckung berichtet wird. Am Schluß des Jahrbuches ist das Programm eines in Eger zu gründenden wissenschaftlichen Vereines für die Heimatskunde des Egerlandes „Egeria“ verzeichnet, der „eine Concentration und Arbeitstheilung des wissenschaftlichen Lebens im Egerlande“ bezwecken soll. Die Aufgabe dieses Vereines ist zunächst die Herausgabe einer großen Heimatskunde, einer vollständigen und allseitigen Encyclopädie über das Egerland in historischer, geographischer, ethnographischer, statistischer, culturhistorischer und socialer Richtung. Dann soll der Verein auch die Mehrung und wissenschaftliche Ordnung des Egerer Museums und Archivs und die Gründung einer egerer Bibliothek durch Erwerbung aller über das Egerland oder die Theile desselben herausgegebenen Werke in die Hand nehmen. Wir begrüßen aufs Lebhafteste diese die Unternehmenden höchst ehrende und von einem sehr lobenswerthen Streben zeigende Idee und wünschen deren Verwirklichung das beste Gedeihen.

J. Neubauer.

Heinrich Klüfak: Geschichte des Leitmeritzer Gymnasiums. 1. Theil, bis zum J. 1850. Im Jahresbericht des k. k. Ober-Gymnasiums zu Leitmeritz für das J. 1877. Leitmeritz, 1877.

Leitmeritz besitzt eines der ältesten Gymnasien Böhmens. Ueber dessen Vergangenheit läßt sich jedoch erst vom J. 1650, wo R. Ferdinand II. beim Leitmeritzer Jesuitenkollegium eine

Lateinschule, die zehn Jahre später den Titel eines kaiserlichen Gymnasiums (*Gymn. caesar. Soc. Jesu*) erhielt, ins Leben rief, Eingehendes und Zuverlässiges berichten.

Die vorliegende Programmsarbeit — eine der besten unserer Mittelschulen im Schuljahre 1876/77 — bietet uns nun ein klares und recht umfassendes Bild der stillen, aber um so segensreicheren Thätigkeit des Leitmeritzer Gymnasiums in den Jahren 1650 bis 1850, also zwei volle Jahrhunderte umfassenden Geisteslebens. Die höchst schätzenswerthen Nachrichten schöpft der Hr. Verfasser für die Zeit von 1650—1727 aus dem *Album seminarii*, sodann für die Zeit von 1727 an aus der Gymnasialmatrik, welche für 1765—1770 eine Lücke ausweist, und endlich aus der vom späteren Präfecten der Anstalt P. F. Effenberger abgefaßten *historia gymnasii*; durchaus Quellen, die vermöge ihres Charakters als die zuverlässigsten angesehen werden müssen. — Aus der uns vorliegenden Arbeit erfahren wir nun das Wichtigste über die Gründung und ursprüngliche Einrichtung des Gymnasiums, wir lernen die *Rectores collegii*, die *Regentes* (Vorsteher des Seminars), die zugleich auch das Gymnasium leiteten (*praefecti scholarum*), kennen, ja die einzelnen Lehrer finden eine recht eingehende Berücksichtigung, denn fast über jeden finden sich die wichtigsten Daten zusammengestellt. Nachdem der Hr. Verfasser die Lehrweise und das ganze Unterrichtssystem der Jesuiten, die das Leitmeritzer Gymnasium bis zum J. 1778 unter ihrer Obhut gehabt, geschildert, uns die zu diesen Zeiten wirkenden Lehrkräfte vorgeführt, über die Frequenz und besondere Einrichtungen der Anstalt Auskunft gegeben, schildert er das Aufblühen und Gedeihen des Gymnasiums unter der Oberleitung des Staates.

Mit dieser Zeit, wo im J. 1778 die Leitung des Leitmeritzer Gymnasiums in die Hände des Exjesuiten Bernh. Schirmer gelegt wurde, hebt die Periode eines freundigen und gedeihlichen Aufschwunges an. Die Quellen über diese Periode fließen bereits reichlicher. Wir erfahren, daß unter den Männern, die am Gymnasium nun wirkten, auch mancher sich befand, dessen Namen im Lande gut bekannt ist. — So wirkte J. Jungmann durch volle 17 Jahre an der Anstalt. — Unter Schirmer noch fällt auch die Gründung der Gymnasialbibliothek. Eine Reihe von Schülern, die später oft in angesehener und einflußreicher Lebensstellung sich befanden, absolvirte das Gymnasium unter Schirmer's Leitung. Schirmer's Nachfolger war P. Franz Effenberger, der vom J. 1828 an die Leitung des Gymnasiums übernahm. Mit sichtlich warmer und edlem Eifer berichtet uns der Hr. Verfasser über die langjährige und segensreiche Thätigkeit Effenbergers.

An passenden Stellen finden die das ganze Schulwesen und speciell das Gymnasium Oesterreichs berührenden Reformen, wie sie in diesem, wie im vorigen Jahrhundert auftraten, ihre volle Berücksichtigung. — Eine Tabelle, die die Frequenz der Anstalt nach Jahrgängen und Klassen übersichtlich macht, sowie auch eine, die die Abiturienten seit dem Schuljahre 1828 aufzählt, schließt den ersten Abschnitt der höchst schätzenswerthen Arbeit ab. Wir sehen mit gleich großem Interesse dem II. Abschnitt der Arbeit entgegen, der uns die Geschichte des Gymnasiums von 1850 bis auf unsere Tage vorführen wird, und hoffentlich bereits im nächsten Jahresberichte erscheint. — Zu wünschen ist nur noch, daß aus diesen Programmarbeiten in Bälde eine eingehende Geschichte des Leitmeritzer Gymnasiums erwachse, die sicherlich einen beachtenswerthen Beitrag zur Darlegung des deutschen Kulturlebens werden würde. Doch müssen besonders für die Zeit vor 1650 noch andere Quellen erschlossen werden, als wie sie uns in den recht mageren Notizen eines Stranßky und Balbin vorliegen. Manches Schätzenswerthe über das mittelalterliche Studium und Schulwesen in Böhmen bietet uns: R. Ungar: „Gedanken von dem Zustande der Schulen und der lateinischen Literatur in Böhmen vor Errichtung der hohen Schule zu Prag“ (Prag 1784) und F. Prochaska: „De saecularibus liberalium artium in Bohemia et Moravia fatis commentarius“ (Praga 1782).

Die Stiftungsurkunde des Leitmeritzer Gymnasiums von Ferdinand II. befindet sich im Leitmeritzer und eine Abschrift davon auch im Prager Stadtarchiv. M. R.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft in Prag. Selbstverlag.